X 69

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Quellen und Vorbilder des Epos ‚Gaufrey'.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

einer

Hohen Philosophischen Fakultät

der

Universität zu Tübingen

vorgelegt von

Rolf Seyfang

aus Lauffen a. N.

Borna-Leipzig

Buchdruckerei Robert Noske

1908.

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen.

Referent: Professor Dr. Voretzsch.

4. August 1907.

841G234
Og Ys
29Ap15omm

Meinem Freund

Albert Kayser.

Verehrungsvoll überreicht

v. d. Verfasser.

Literaturverzeichnis.

A. Texte.

Aliscanz, p. p. Guessard & Montaiglon. Paris 1870. (Anc. Poètes de la France 7.)

Anseïs de Cartage, her. von Alton. Stuttgart 1892. (Bibl. des Stuttg. Litt. Ver. band 194.)

Aye d'Avignon und **Gui de Nanteuil,** p. p. P. Meyer. Paris 1861. (Anc. Poètes de la France 6.)

Chanson des Saisnes, p. p. F. Michel. Paris 1839. (Rom. des douze pairs de France V und VI). — Vers 1—4354 nach der ausgabe von Menzel und Stengel: **„Jean Bodels Saxenlied“,** Teil I. Marburg 1906. (Ausg. und Abh. XCIX.)

Das altfranz. Rolandslied, her. von Stengel. Leipzig 1900.

Destruction de Rome, her. von G. Gröber. Romania II s. 1—48.

Doon de Mayence, p. p. A. Pey. Paris 1859. (Anc. Poètes de la France 2.)

Doon de Nanteuil, Fragments Inédits, p. p. P. Meyer. Romania XIII s. 1—26.

Elie de St. Gille, her. von Förster, zus. mit ‚Aiol et Mirabel'. Heilbronn 1876–82.

Fierabras u. **Parise la duchesse,** p. p. Guessard. Paris 1860. (Anc. Poètes de la France 4.)

Floovant, s. Gui de Bourgogne.

Gaufrey, p. p. F. Guessard. Paris 1859. (Anc. Poètes de la France 3.)

Girart de Roussillon, trad. p. P. Meyer. Paris 1884.

Girart de Viane, p. p. P. Tarbé. Reims 1850.

Gui de Bourgogne, Otinel u. **Floovant,** p. p. Guessard & Michelant. Paris 1859. (Anc. Poètes de la France 1.)

Gui de Nanteuil, s. Aye d'Avignon.

Huon de Bordeaux, p. p. Guessard & Grandmaison. Paris 1860. (Anc. Poètes de la France 5.)

Mainet, Fragments, p. p. G. Paris. Romania IV s. 305—337.

Ogier de Danemarche, p. p. Barrois. Paris 1842.

Otinel, s. Gui de Bourgogne.

Parise la duchesse, s. Fierabras.
Renaus de Montauban, her. von Michelant. Stuttgart 1862. (Bibl. des Stuttg. Litt. Ver. band 67.)

Kritische Werke.

G. **Paris,** Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865.
Léon Gautier, Les Epopées françaises I—IV^2. Paris 1878—1892.
Cristoforo Nyrop, Storia dell' Epopea Francese nel medio evo; prima traduzione dall' originale danese di Egidio Gorra. Turin 1888.
E. **Langlois,** Tables des Noms Propres etc. Paris 1904.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Das epos Gaufrey ist uns in einer einzigen handschrift erhalten, welche aus dem 14. jahrhundert stammt. Es ist nicht nötig, von dem überaus langen werke eine bis in die einzelheiten gehende inhaltsangabe zu geben, zumal dies schon der herausgeber Guessard in seinem sehr ausführlich angelegten sommaire getan hat. Doch soll wenigstens die handlung in ihren hauptabschnitten kurz skizziert werden. Die erzählung zerfällt in folgende teile:

1. **Die schlacht von Monglane**, s. 1—39.

Die zwölf söhne Doons sind eben im begriff, im verein mit ihrem vater zur eroberung ihrer lehen auszuziehen, als ein bote Garins ankommt und sie bittet, seinem herrn, der vom heiden Gloriant in Monglane eingeschlossen ist, beizustehen. Sie geben dem hilfegesuch statt, rücken vor Monglane und verjagen die Sarazenen. Aber in diesem kampf fallen Doon und Garin in die hände Gloriants; sie werden gefangen fortgeführt und in der cité Machabré in einen tiefen kerker geworfen.

2. **Das eingreifen der prinzessin Flordespine**, s. 45—66.

Die zwei gefangenen ritter finden eine unerwartete bundesgenossin in Flordespine, der tochter Machabrés. Diese wünscht den tapfern Franken Berart de Montdidier zum gemahl zu gewinnen, und nachdem Doon und Garin versprochen, ihr dabei behilflich zu sein, gewährt sie ihnen alle möglichen erleichterungen ihrer haft. Von ihrem vater dazu gezwungen, Gloriant auf seiner weiterfahrt nach Ungarn zu begleiten, überträgt sie die fürsorge für die beiden christen ihrem getreuen kämmerer Lion, und dieser läßt zwischen Flordespines zimmer und dem kerker einen geheimen verbindungsgang herstellen.

3. **Die eroberung von Greillemont**, s. 66—77.

Unterdessen sind die söhne der gefangenen nach Vauclere aufgebrochen, um sich daselbst ohne zögern zur verfolgung der heiden einzuschiffen. Unterwegs kommen sie an der mächtigen stadt Greillemont vorbei, deren könig Guitant gerade auf einem kriegszug gegen Quinart und dessen drei brüder begriffen ist. Mit hilfe einer kriegslist erobern sie noch am gleichen tag die stadt, und Gaufrey gibt sie nebst der hand von Guitants tochter Fouqueite dem Grifon. Am andern tag kommt Guitant mit den resten seines geschlagenen heeres zurück, wird im kampf gegen Gaufrey gefangengenommen und, da er sich weigert, christ zu werden, von Robastre, dem vasallen Garins, getötet. Die brüder beschließen, in der frühe des nächsten tages weiterzumarschieren.

4. **Die belagerung durch Quinart und seine brüder**, s. 77—142.

Allein wie sie am andern morgen erwachen, finden sie die ganze stadt von Quinart eingeschlossen. Nach langen, wechselvollen kämpfen gelingt es ihnen endlich, vor allem dank der tapferkeit Robastres, das heidnische heer zu vernichten. Infolge dieses sieges fallen ihnen auch die länder von Quinarts brüdern in die hände, und Gaufrey verteilt sie an die seinen.

5. **Grifons verrat**, s. 143—159.

Da das christenheer durch die langen kämpfe bedeutend geschwächt ist, wird Grifon nach Frankreich gesandt, um dort söldner zu werben, mit denen er dann in Vauclere zu Gaufrey stoßen soll. Statt diesen auftrag auszuführen, geht Grifon an Karls hof und erzählt daselbst, Gaufrey sei zu den heiden übergetreten. Durch sein selbstbewußtes auftreten und seine freigebigkeit gewinnt er auch den kaiser und erhält sogar die erlaubnis, sich das schloß Hautefeuille zu bauen.

6. **Robastres botengang**, s. 159—179.

Robastre wird ausgesandt, um nach dem säumigen Grifon und seinen hilfstruppen zu sehen. In Greillemont erfährt er von Fouqueite den verrat Grifons und eilt weiter nach Vauclere,

um Gaufrey das vorgefallene mitzuteilen. Allein bevor er dorthin kommt, wird er durch eine reihe von abenteuern aufgehalten, deren wichtigstes die begegnung mit seinem vater Malabrun ist.

7. **Flordespines rückkehr und ihr zusammentreffen mit Bérart,** s. 179—217.

Unterdessen sind Gloriant, Machabré und Flordespine in der stadt Amandon angekommen. Da beschließen die beiden sarazenenfürsten, nach Mekka weiterzupilgern. Die prinzessin überredet ihren vater, sie mit ihrem verlobten Maprin nach der cité Machabré zurückzusenden, damit die bewachung der gefangenen in sichern händen liege. Auf dem rückweg dorthin stoßen sie auf ein kleines christenhäuflein. Es ist Berart und zehn pairs, die auf einer wallfahrt zum heiligen grab begriffen sind. Nach langem kampf unterliegen die christen. Die elf pairs und der schiffsmann Fromer werden gefangengenommen und in denselben kerker geworfen wie Doon und Garin. Es erfolgt gegenseitiges erkennen; man ruft die prinzessin herbei und ihre verlobung mit Berart wird ohne aufschub vollzogen.

8. **Gaufreys überfahrt und belagerung des riesen Morhier,** s. 217—251.

Gaufrey und seine brüder sind unterdessen in Vauclere angekommen. Vergebens fragen sie nach Grifon und Robastre; niemand weiß etwas über sie. So fahren sie denn ohne die zwei ab und landen bei einer festen stadt Gloriants, die von riesen bewohnt wird und nach ihrem herrn „tour Morhier“ heißt. Anfangs ziehen sie im kampf den kürzeren, allein das blatt wendet sich, als Robastre, der indessen weitere abenteuer erlebt hat, beim heere eintrifft. Immer enger wird die stadt umschlossen, und Morhier entschließt sich, durch einen boten Gloriant um hilfe zu bitten.

9. **Die befreiung der gefangenen christen aus dem kerker und ihre belagerung durch Gloriant,** s. 251—288.

Sobald Gloriant von Morhiers notlage hört, kehrt er eilends um. In der cité Machabré angekommen, verheiratet er Flordes-

pine mit ihrem heidnischen verlobten Maprin und rüstet dann sein heer aus, um seinem vasallen zu hilfe zu ziehen. Allein es kommt nicht so weit. Durch den boten Morhiers hat die prinzessin davon erfahren, daß Gaufrey mit seinen truppen in der nähe steht, und so hält sie die zeit für günstig, die gefangenen zu befreien. Durch eine list gelingt es ihnen, sich in den besitz des turmes Barbel zu setzen. Machabré wird beim kampf erschlagen, aber der hauptgegner Gloriant entkommt in die stadt, und wutentbrannt beschließt er, die christen auszuhungern.

10. **Entsatz durch Gaufrey, glückliche heimkehr und eroberung Dänemarks,** s. 289—314.

Die belagerten senden einen boten an Gaufrey. Als dieser hört, was vorgefallen, bricht er sofort zur befreiung auf. Robastre und Hernaut bleiben vor Morhiers feste zurück; doch gelingt es ihnen noch in derselben nacht, der stadt herr zu werden, und nach kurzer Zeit holen sie die andern ein. Es erfolgt nun der letzte entscheidungskampf, in dem natürlich die Sarazenen gänzlich unterliegen. Nachdem Berart mit seinen genossen noch rasch die wallfahrt ans heilige grab beendet hat, erfolgt allerseits die frohe heimkehr nach Frankreich. Gaufrey besiegt und tötet den dänenkönig, der unterdessen in Doons verwaistes reich eingefallen ist, und wird durch diesen sieg herr über Dänemark. Vauclere überläßt ihm sein vater, der in ein kloster geht.

11. **Gaufreys konflikt mit dem kaiser,** s. 314—322.

Durch sarazenennot wird Gaufrey genötigt, sich dem kaiser gegenüber zu einem jährlichen tribut von vier golddenaren zu verpflichten und seinen sohn Ogier als geisel an den Pariser hof zu schicken. Doch seine zweite gattin reizt ihn auf, sein wort zu brechen; und als Karl boten sendet, um den säumigen zu mahnen, schickt er diese ohne tribut und geschändet wieder zurück.

Dies ist in kurzem der gang der ereignisse in unserem epos. Es unterliegt keinem zweifel, daß wir in den zehn ersten abschnitten eine geschlossene erzählung vor uns haben: im eingang wird uns berichtet, daß Doon und Garin gefangen werden, und am schluß sehen wir sie wieder glücklich befreit. Diese befreiung bildet das natürliche ende der geschichte. Was uns im elften abschnitt erzählt wird, hängt mit dem vorhergehenden so lose zusammen und nimmt eine so selbständige stellung neben dem hauptstück ein, daß wir berechtigt sind, die beiden so ungleichen teile des ‚Gaufrey' gesondert zu behandeln, und zwar in der gegebenen reihenfolge, zuerst die haupterzählung v. 1—10465 und dann die schlußpartie v. 10466—10720. Bevor wir an die eigentliche quellenfrage herangehen, ist es wünschenswert, die dichtung zunächst in formaler hinsicht zu betrachten und die komposition der erzählung, die art und weise der charakterisierung und die darstellung zu skizzieren, um dadurch ein ungefähres bild von der eigenart unseres dichters zu gewinnen.

I. Kapitel.

Die haupterzählung: formelle betrachtung.

Aus der bunten masse des stoffes lassen sich drei einzelerzählungen ausscheiden:

1. die eroberungszüge Gaufreys und seiner brüder,
2. die gefangennahme Doons und Garins und ihre befreiung,
3. die liebesgeschichte Berarts.

Der dichter hat — und darin kann man ihm nur recht geben — diese drei einzelerzählungen in der weise miteinander verwoben, daß er die gefangenschaft der zwei alten an den anfang, ihre befreiung an den schluß des ganzen stellte; die eroberungen der brüder werden passend in der zwischenzeit vorgenommen. Durch diese anordnung bekommt die handlung einen ansteigenden charakter; es wird sogar eine gewisse spannung hervorgerufen, die freilich der dichter, wie dies ja in den chansons de geste oft der fall ist, durch seine genaue und mehrmalige

vorherverkündigung der schließlichen befreiung der gefangenen selber wieder zerstört. Unbestreitbar aber bildet diese befreiung einen krönenden und befriedigenden abschluß des ganzen, zumal da gleichzeitig das glückliche ende von Berarts liebesgeschichte damit zusammenfällt

Andrerseits lag bei einer so weitläufigen und aus so verschiedenen bestandteilen zusammengesetzten erzählung die gefahr nahe, daß der dichter sein eigentliches thema aus den augen verlieren würde, und in der tat ist er dieser gefahr erlegen. Am anfang wird als gegenstand der epischen erzählung angegeben die geschichte von Gaufreys und seiner brüder eroberungszügen. Ganz entsprechend heißt es auch am schluß:

Gaufrey 10721: explicit le romans de Gaufrey le vaillant,
de tous les XII freres . . .

In der tat steht Gaufrey auch bis zum entsatz von Monglane im vordergrund des interesses. Er wird von seinem vater zum anführer seiner brüder bestimmt; als erster kommt er auf dem schlachtfeld an und als erster greift er in den kampf ein. Man sollte nun denken, daß diese führerschaft nach der gefangennahme des alten Doon vollends hervortreten würde. Allein hier enttäuscht uns der dichter. Da Garin das los Doons teilt, so schließen sich seine söhne und der riese Robastre dem heer der brüder an. Kein wunder, daß der dichter mit den vielen personen nicht mehr fertig wird. War schon vorher eine gewisse geschicklichkeit nötig, um jedem einzelnen der Doonsöhne seinen gebührenden anteil an der handlung anzuweisen, so wurde diese aufgabe durch hereinziehung von fünf weiteren personen noch mehr erschwert. So finden wir denn auch, daß die eigentlichen helden vielfach zu kurz kommen. Drei der brüder, Ripeus, Sevin und Pierre, werden in der ganzen erzählung überhaupt bloß ein einziges mal aufgeführt, nämlich in dem großen namensverzeichnis v. 81 ff. Von Morant und Bueve wird zwar konstatiert, man habe ihnen Rivier und Aigremont überlassen (v. 5261 ff. und 10 246), aber die eroberung dieser städte wird mit keiner silbe erwähnt. Und doch war der dichter auf dem richtigen wege, uns alle brüder nacheinander vorzuführen: durch den sieg über Guitant und Quinart war für fünf von ihnen land

frei geworden. Diese fünf waren also versorgt und zogen nicht mehr mit dem heere mit. Somit war leicht gelegenheit vorhanden, nunmehr die übrigen brüder in den vordergrund treten zu lassen. Allein davon ist keine rede; höchstens wird einer hie und da in einer schlachtschilderung erwähnt. Statt dessen hören wir von den söhnen Garins, besonders Hernaut de Biaulande, von Robastre und von Berart. Vor allem der riese steht von Monglane an im mittelpunkt des interesses. Es vergeht keine schlacht, ohne daß seine tapferkeit besonders hervorgehoben wird. Ausführlich berichtet uns der dichter über seine kämpfe gegen Quinart, Nasier, Morhier und Gloriant. Wo es gilt, eine gefährliche botschaft auszuführen, nimmt er sie auf sich. Fehlt er einmal im kampf, so fehlt auch der sieg. Kurz, nicht auf Gaufrey, sondern auf Robastre konzentriert sich das interesse des lesers. Daneben spielt noch Berart eine unverhältnismäßig große rolle. Er ist der held der in den chansons de geste üblichen liebesgeschichte. Um seinetwillen hilft die prinzessin den beiden gefangenen. In übermäßiger breite wird uns seine tapferkeit geschildert. Auch die erkennungsszene im kerker sowie die verlobung und vermählung sind sehr ausführlich behandelt. Und nun vergleiche man damit die kurze erzählung von Gaufreys heirat. Auf dem marsch nach Vauclere kommt er mit seinem heer zufällig an Rochebrune vorbei. Als er hört, daß die herrin der stadt eine christin ist, stattet er ihr einen besuch ab. Sie sehen sich, finden gefallen aneinander und verloben sich. Noch am gleichen tag feiern sie die vermählung und zeugen den sagenberühmten Ogier. In 200 versen ist die ganze episode abgemacht. Aus dem bisher gesagten ergibt sich, daß der dichter nicht vermocht hat, die den einzelnen personen zukommenden anteile an der handlung richtig zu bemessen.

Auch die verknüpfung der verschiedenen ereignisse ist mangelhaft, vor allem in der zweiten hälfte des epos. Am anfang zwar verfährt der verfasser nicht ungeschickt. Nach der gefangennahme der beiden alten erwächst natürlich den söhnen die pflicht, vorerst jede eigene absicht beiseite zu lassen und vor allem zur befreiung ihrer väter aufzubrechen. Tatsächlich aber erfolgt die befreiung der gefangenen ja erst am schluß der er-

zählung; in die zwischenzeit fallen die eroberungen der Doonsöhne. Diese anordnung hat sich der dichter dadurch ermöglicht, daß er die brüder alle ihre eroberungen auf dem weg zur befreiung machen läßt. Alle kämpfe, welche ihnen land eintragen, fechten sie nur nebenher oder gegen ihren willen aus. So geht es z. b. bei der einnahme von Greillemont zu. Die zwölf sind auf dem weg nach Vauclere, um dort die schiffe zu besteigen. Da sehen sie unterwegs eine hochragende stadt daliegen. Als sie erfahren, daß sie sarazenisch ist, erwacht in ihnen sofort der wunsch, sie zu besitzen. Aber woher die zeit nehmen? sie müssen doch eigentlich ohne verzug nach Vauclere? Der dichter hilft sich mit der kriegslist Robastres, welche sie ohne allen zeitverlust in einem einzigen tag zu herrn der stadt macht. Ganz geschickt hat hier der verfasser auch gleich den nächsten kampf und landerwerb vorbereitet. Als die helden am andern morgen weiterziehen wollen, sehen sie sich rings umher von den truppen des siegreichen Quinart eingeschlossen.[1]) So ist auch dieser zweite kampf und landerwerb durchaus befriedigend motiviert: Gaufrey wird dazu direkt genötigt. Und da Quinart drei brüder hat und diese ebenfalls in der schlacht fallen, so war damit die möglichkeit gegeben, am ende dieses zweiten siegreichen kampfes gleich vier der Doonsöhne mit sarazenenlehen auszustatten. In der tat hätte es auch eintönig gewirkt, falls der dichter von jedem der zwölf brüder einzeln erzählt hätte, wie er sich sein land erstritt. Bis hierher verläuft die handlung ohne stocken. In den nächsten zwei abschnitten aber, die von Grifons verrat und von Robastres botengang handeln, kommt sie völlig zum stehen. Es ist zwar ein versuch gemacht, die sendung des verräters zu begründen. Wir erfahren, Gaufreys heer habe durch die vielen kämpfe so schwere verluste erlitten, daß verstärkungen notwendig geworden seien. Allein tatsächlich kommen ja die hilfstruppen aus Frankreich überhaupt nie an, und die brüder werden schließlich auch ohne sie mit allen heiden unschwer fertig. Der dichter bezweckte wohl, durch die einschiebung der episode von Grifons verrat den charakter des

[1]) Vgl. oben s. 8.

verräters besonders anschaulich zu zeichnen. Außerdem war nun auch gelegenheit geboten, die geschichte des schlosses Hautefeuille zu erzählen. Und endlich hatte er sich dadurch auch die berechtigung verschafft, Robastres botengang folgen zu lassen. Dieser botengang mit seinen vielen abenteuern trägt freilich zum fortschritt der handlung nichts bei, so unterhaltend er auch sein mag. Im folgenden erscheint besonders die art, wie der dichter das eingreifen Berarts in den gang der erzählung uns vorführt, recht künstlich und unwahrscheinlich. Eine dankeswallfahrt führt den helden auf den schauplatz der ereignisse. Kaum hat er den heidnischen boden betreten, so wird er samt seinen genossen von einem sarazenentrupp angegriffen und gefangen genommen. Dieser sarazenentrupp ist natürlich ausgerechnet der, in dessen begleitung Flordespine nach der cité Machabé zurückkehrt. Der rest verläuft nun vollends programmgemäß in der aus andern chansons de geste bekannten form: befreiung der gefangenen aus dem kerker, belagerung in einem turm und entsatz durch die herbeigeholten glaubensgenossen.

Die charakterzeichnung der personen zeigt wenig individuelle färbung. Doch hat der dichter zuweilen einen glücklichen zug angebracht. Seine lieblingsfigur und aus diesem grund auch seine gelungenste schöpfung ist der riese Robastre. Mit rührender treue hängt dieser an seinem herrn. Als Garin in gefangenschaft gerät, wünscht er, er wäre bei ihm im kerker.[1]) Die rache an Gloriant betrachtet er als seine persönliche pflicht und als sein vorrecht, das ihm niemand nehmen darf.[2]) Erst wenn er diese verpflichtung erfüllt hat, will er wieder vor die augen seines weibes treten.[3]) Von Garin allein läßt er sich etwas sagen. Einmal befiehlt ihm Gaufrey, in der stadt Greillemont zurückzubleiben, während er selbst einen ausfall gegen den belagerer Guitant mache. Dies schlägt der riese aber rundweg ab, und Gaufrey bleibt nichts andres übrig, als daß er die sache von der heitern seite betrachtet, *„rist bonnement“*, wie es heißt,

---

[1]) Gaufrey 1246ff.
[2]) Gaufrey 8000f.
[3]) Gaufrey 1300ff.

und einige andere zum schutz der feste beordert. Robastres element ist eben der kampf. Wenn er mit seiner langen „cuignie“ in den feindlichen Reihen wüten kann, dann ist es ihm wohl. Den Sarazenen gegenüber kennt er keine schonung; wer sich nicht zum christentum bekehrt, den metzelt er unbarmherzig nieder.[1]) Wo er etwas zu tadeln findet, sagt er offen heraus, was er darüber denkt. Als einmal Hernaut, durch die überzahl der feinde entmutigt, von rückzug redet, sagt er ihm über diese feigheit kräftig die meinung, und jener erkennt die vorwürfe als berechtigt an.[2]) Die übrigen christenhelden sind im vergleich mit Robastre um vieles farbloser gezeichnet. Zwischen Berart und Gaufrey und den andern brüdern besteht schlechterdings kein unterschied: alle zeigen sie das typische bild des christlichen ritters der chansons de geste. Auch der falsche Grifon weist keine neuen züge auf, sondern gleicht durchaus den verrätern anderer epen. Er ist ein mann von stattlicher äußerer erscheinung; daher gelingt es ihm auch so leicht, bei arglosen leuten glauben zu finden. Innerlich aber ist er voll falschheit. Beim Ganelon im Rolandslied sehen wir wenigstens einen grund für sein benehmen: er glaubt, sein neffe habe ihn in den tod schicken wollen, und dafür will er sich an ihm rächen.[3]) Aber bei Grifon ist nichts derartiges der fall. Im gegenteil: er ist der erste, der von Gaufrey mit land ausgestattet wird; sein haß auf den bruder entbehrt also jeglicher grundlage. Wenn er diesen bei Karl verleumdet, so handelt er lediglich aus der ihm angeborenen gesinnung heraus, die er selber kennzeichnet mit den worten:

Gaufrey 3995: „que ja n'amerai homme qui fache loiautés,
mez tous jours traïson et fine faussetés“.

Das weib des verräters, Fouqueite, ist zwar persönlich von durchaus ehrenhafter gesinnung; allein von einem versuch, auf den schlimmen gemahl bessernd einzuwirken, ist keine rede. Sie ist, wie die frauen in den chansons de geste überhaupt, eine

---

[1]) Vgl. vor allem die grausame tötung Guitants, Gaufrey 2465 ff.
[2]) Gaufrey 2926 ff.
[3]) Daneben erscheint habgier als sein motiv, vgl. Rolandsl. 651 ff.

viel zu gehorsame gattin, um einen eigenen willen zu besitzen. Über die Sarazenen ist wenig zu bemerken. Auch sie sind ganz in der herkömmlichen weise gezeichnet. Vielfach erscheinen sie als großsprecher. Maprin z. b. ficht einmal gegen vierundzwanzig christen und besiegt sie endlich nach langem kampfe mit hilfe seiner übermacht. In seinem bericht von diesem treffen macht er aus den vierundzwanzig gleich einige hundert, natürlich um seine tapferkeit in ein desto helleres licht zu setzen. An verschiedenen stellen wird uns geschildert, wie die heidenfürsten prahlen, sie werden nach Frankreich ziehen und in St. Denis die bilder ihrer götter aufstellen. Zum voraus schon verteilen sie das land unter sich, aber es kommt natürlich nie soweit. Trotz der tapferkeit einzelner werden sie in jeder schlacht von den Christen besiegt. Eigenartig ist ihr verhältnis zu ihren göttern. Glauben sie sich von diesen im stich gelassen, so überschütten sie ihre statuen mit vorwürfen, prügeln sie durch oder werfen sie gar zu boden. Auch dieser zug ist in der altfranzösischen epik ganz gewöhnlich. Die heidnische prinzessin Flordespine ist als Sarazenin natürlich überaus gelehrt:

Gaufrey 1794: bien sot parler latin et entendre rommant,
bien sot jouer as tables, as eschés ensement,
et du cours des estoilez, de la lune luisant
savoit moult plus que fame de chest siecle vivant.

Im übrigen macht ihre unverhüllte, alle forderungen der pietät rücksichtslos mißachtende sinnlichkeit einen unangenehmen eindruck auf uns; aber offenbar fand diese figur damals bei den zuhörern starken beifall. Kein wort des bedauerns kommt über ihre lippen, als ihr vater, von der eigenen tochter verraten, tot neben ihr niederstürzt. Ihr einziges sinnen ist auf die gewinnung Berarts zum gatten gerichtet. Aller weiblichen scham bar, teilt sie auch diesen ihren wunsch ganz offen den beiden gefangenen mit. Wie sie endlich Berart vor sich sieht, macht sie ihm unverzüglich ihren antrag. Als weib ist sie natürlich nie um eine ausrede verlegen, wenn es gilt, den verdacht ihres vaters oder ihres heidnischen verlobten zu verscheuchen. Das eine mal behauptet sie, sie müsse für das diner toilette machen, das andre mal, sie wolle sich in ihr zimmer zurückziehen, um

der ruhe zu pflegen;[1]) tatsächlich aber geht sie zu den Christen im kerker. Noch weiter auf den charakter Flordespines einzugehen, verlohnt sich nicht der mühe, da sie sich in nichts von den übrigen sarazenenprinzessinnen der chansons de geste unterscheidet. Nur eine szene sei noch angefügt, die dem dichter nicht übel gelungen ist. Berart und die andern gefangenen haben sich mit Flordespines hilfe in den besitz des turmes Barbel gesetzt. Sie können aber von da nicht fort, da Gloriant alle ausgänge scharf bewachen läßt. Es handelt sich nun für sie darum, den in der nähe stehenden Gaufrey von der lage der dinge zu benachrichtigen, damit er zum entsatz herbeirücke. Ein langer streit um die ehre der botschaft erhebt sich unter den belagerten christen. Jeder will gehen. Auch Berart meldet sich. Da aber protestiert Flordespine mit dem naiven egoismus des liebenden weibes:

Gaufrey 9276: „ja n'en ferois noient;
n'i porterés espié, se Dex me soit aidant;
que se vous ochioient la sarrasine gent
mourir me convendroit assés prochainement.
Autre de vous i voist, dont ne me soit pas tant,
que ja n'i enterrés, se Damedieu m'ament!"

Diese aufrichtigkeit bereitet dem alten Doon viel spaß. Im vergleich mit Flordespine treten die christenfrauen wenig hervor. Sehr sympathisch berührt uns die figur der Flandrine. Wie Doon im begriff ist, mit seinen zwölf söhnen zum kampf gegen die Sarazenen aufzubrechen, bittet sie ihren ältesten:

Gaufrey 244: „d'une seule chose, biau fix, te voeil proier,
quant serés assemblé a la gent aversier,
que ne guerpis ton pere u grant estour plenier;
mes toi et tous tes freres li soiés a l'estrier!"

Die darstellung ist im allgemeinen klar und verständlich. Doch sind die geographischen kenntnisse des dichters sehr mangelhaft. In Frankreich selber kennt er freilich einige städte und ihre lage, aber von dem, was über der grenze drüben liegt, hat er keine richtige vorstellung. Mit dem besten willen vermag man die verschiedenen örtlichkeiten, die er erwähnt, nicht

[1]) Gaufrey 7192 ff., 8356 ff.

richtig unterzubringen. Vauclere setzt er in Sachsen an; er weiß auch, daß Dänemark nicht weit davon ist; von Vauclere nach Ungarn aber läßt er seine leute zu schiffe fahren. Indessen dürfen wir dem verfasser darob keine zu schweren vorwürfe machen, denn er teilt eben in dieser beziehung die mangelhafte kenntnis seiner zeit. Außer diesen unklaren geographischen vorstellungen finden sich noch einige kleine widersprüche in der handlung. In v. 6111ff. wird uns erzählt, Berart habe zehn begleiter gehabt, nämlich die übrigen pairs außer Naims. Wenn man dann aber nachher die an den einzelnen stellen erwähnten namen zusammenstellt, so ergeben sich außer Berart zwölf, ja dreizehn begleiter. Auch über die zahl der eroberten länder finden sich widersprechende angaben. In v. 2170 erfahren wir, daß die drei brüder des königs Quinart über Nanteuil, Dordonne und Roussillon herrschen. Wenige zeilen nachher aber ist aus Dordonne Aigremont geworden, und tatsächlich sind es auch Doon, Bueve und Girart, denen diese drei gebiete zugewiesen werden.[1]) Später dagegen erfahren wir, daß auch Dordonne erobert ist;[2]) gleich bei der nächsten aufzählung der bis dahin eingenommenen städte aber fehlt es wieder. Dafür hören wir von Riviers, das Morant erhalten habe,[3]) bei welcher gelegenheit jedoch diese stadt in besitz genommen wurde, wird nirgends erzählt. Auch die zahl der Doonsöhne stimmt nicht. In v. 1763 wird ein sohn Foucon erwähnt, den wir vergeblich in dem stammbaum am anfang des epos suchen. Unklar ist auch die stellung Hugons (v. 2378). Ist er als enkel des vorhin erwähnten Morant hereingekommen oder ist er identisch mit dem gleichnamigen sohn Doons im ‚Gaydon'? Als elften bruder treffen wir das eine mal Hernaut de Gironde, das andre mal Renier de Vantamise. An einer stelle wird uns erzählt, Girart habe eine tochter Henris, Avice, zum weib erhalten, und gleich nachher bei der belehnung mit Roussillon redet ihn Gaufrey als einen ledigen mann an:

---

[1]) Gaufrey 2189; 2213ff.
[2]) Gaufrey 4507; vgl. auch v. 10244.
[3]) Gaufrey 5263.

Gaufrey 4766:

„quant Damedieu plera, il vous donra mouillier".

Zum teil freilich sind diese versehen wohl auf kosten des schreibers zu setzen. Vor allem gilt dies für die stark verderbte stelle v. 4601ff (vgl. darüber später s. 25).

In der schilderung der vorgänge ist der dichter im großen ganzen anschaulich. Allerdings verfällt er vielfach in den fehler der weitschweifigkeit und wirkt dadurch ermüdend. Am flottsten ist schließlich noch die einnahme von Greillemont erzählt. Der riese Robastre legt sich in einen sarg und läßt sich unter dem verstellten jammergeschrei der seinigen in langsamem zug der stadt zu tragen. Die einwohner, die glauben, es sei ihr könig Guitant, den man erschlagen vom kampf gegen Quinart zurückbringe, lassen sich durch die list täuschen, und so gelangt die angebliche leichenprozession unbehelligt ins innere der stadt. Sehr hübsch ist das stichwort, mit dem Gaufrey Robastre das zeichen gibt, die maske abzuwerfen:

Gaufrey 2316: „Hé! que plëust Mahom que resuscitissiés!"

Auch die abenteuer Robastres sind ganz spannend erzählt. Dagegen werden die ausführlichen schlachtenschilderungen, die uns der dichter gibt, auf die dauer höchst langweilig. Vor allem gilt dies für den kampf des riesen gegen den heiden Nasier und die gefangennahme Berarts durch Maprin. Immer wieder erfindet er eine neue wendung des kampfes und ermüdet den leser durch seine fortwährenden wiederholungen. Abzuwechseln versteht der verfasser durchaus nicht, weder in der anordnung der einzelnen episoden, noch in der beschreibung der verschiedenen zweikämpfe. Die letzteren verlaufen gewöhnlich in der weise, daß der heide den waffengang mit einem wirkungslosen hieb eröffnet und dann vom christen den todesstoß bekommt. Die eintönigkeit wird noch verstärkt durch die vorliebe für stehende wendungen. Wenn ein Sarazene fällt, vergißt der dichter nie, hinzuzufügen, daß die teufel des toten seele holen,

„deables d'enfer en vont l'ame portant",

während umgekehrt die seele der christenkämpfer gen himmel fliegt. Daneben zeigt er eine wahre leidenschaft für ausführ-

liche rekapitulationen und genaue vorherverkündigungen der ereignisse.

Sein witz ist überaus derb. Der hauptträger der komischen rolle ist natürlich Robastre. Um seine kraft zu zeigen, fordert er einmal zwei knappen auf, ein pferd zu besteigen. Dann nimmt er die schwänze der beiden gäule in die hand und befiehlt den reitern, nun ihre tiere anzutreiben. Vergebens spornen die beiden ihre pferde blutig, sie vermögen den riesen nicht von der stelle zu bringen.

Gaufrey 2682: Lors i ot tel risee et tel tabourement
que la sale d'amont en va retentissant.

Auch die szene mit dem kaplan Symon ist bezeichnend. Dieser liest Mabilles brief vor, in dem unter anderem auch erzählt wird, daß des riesen weib Plaisance gestorben sei. Der kleriker teilt es dem gatten allerdings in wenig schonender weise mit:

Gaufrey 4534: „Et de l'autre partie redit cheste lechon
que Robastre le fier que nous ichi voion
se peut bien marïer quant il li sera bon,
que Pleisanche sa fame l'en donne le bandon;
ele fu enterree le jour d'Ascensïon."

Als Robastre dies hört, packt er den priester am kragen, wirft ihn zu boden *„comme un mouton"*, und läßt erst auf Gaufreys vorstellungen hin von seinem opfer ab. Schlimmer ergeht es dem kerkermeister Huré. Die prinzessin Flordespine ist in das gefängnis gegangen, um die beiden gefangenen *„un poi tenchier"*, wie sie dem wächter gegenüber behauptet. Ihr langes zusammensein mit den zwei Franken kommt Huré allmählich verdächtig vor und er fragt sie in bissigem Ton:

Gaufrey 1843: „Dame, ... est chen donc parlement?
aprendrez vous francheis . . .?

Diese sarkastische bemerkung kommt ihm teuer zu stehen. Der getreue kämmerer Lion packt ihn von hinten und stürzt ihn in den kerker hinunter. —

Soviel über die eigenart unseres dichters. Wie wir sahen, ist seine begabung durchaus mittelmäßig. Von selbständigkeit ist wenig zu bemerken. Im allgemeinen sind ihm die komischen

szenen verhältnismäßig am besten gelungen. Auch Robastres wunderbare abenteuer sind ganz lesbar, wiewohl sie eigentlich ein den chansons de geste fremdes element darstellen. Nun zum inhalt des epos und seinen quellen.

II. Kapitel.

Das zyklische element im ‚Gaufrey'.

Alle versuche, in andern chansons de geste zeugnisse für die im ‚Gaufrey' behandelte sage zu finden, sind fruchtlos. Mit ausnahme des sehr späten ‚Maugis d'Aigremont' finden wir nirgends eine anspielung auf die ereignisse unseres epos. Das deutet darauf hin, daß wir jedenfalls keine alte, echte sage, sondern das erzeugnis einer späteren zeit vor uns haben. Nicht immer allerdings; denn es kann ja in einem epos ein held gefeiert sein, der nur lokales interesse erregt und dessen name infolgedessen nur eine geringe verbreitung findet. In unserem fall kann man das freilich nicht behaupten. Da sehen wir lauter wohlbekannte gestalten auftreten. Einige von ihnen sind sogar in einer eigenen chanson de geste besungen. Und trotz alledem finden wir nirgends sonst eine erwähnung der taten, die ihnen im ‚Gaufrey' zugeschrieben werden. Das beweist, daß wir das künstliche machwerk einer sehr späten zeit und keine lebendige volkssage mehr vor uns haben. Diese annahme wird sofort durch etwas weiteres bestätigt. Wie bereits hervorgehoben, treten in unserem epos zwar lauter wohlbekannte helden auf, aber das verwandtschaftliche verhältnis, in das sie gesetzt sind, ist durchaus neu; es fehlt in allen älteren chansons de geste und verrät wiederum die späte entstehung des ‚Gaufrey'. Wir treffen nämlich Doon von Mainz plötzlich als stammvater eines mächtigen geschlechts: zwölf berühmte helden erscheinen als seine söhne. Man findet sie übersichtlich in form eines stammbaums geordnet im anhang von Nyrops „Oldfranske Heltedigtning". Ein blick auf diese tafel zeigt uns die verschiedensten helden als brüder vereinigt. Dies ist zweifellos der tätigkeit unseres dichters zuzuschreiben. Indessen doch nicht

alles; manches hat er schon bei seinen vorgängern vorgefunden. Doon tritt schon seit dem ende des 12. jahrhunderts als stammvater eines großen geschlechts auf. Das erste zeugnis dafür ist die vielzitierte stelle im ‚Girart de Viane'.[1])

Um Doons person herum wurden die rebellen gruppiert, weil er selbst als trotziger vasall dem kaiser gegenübergetreten war. Seit dem beginn des 13. jahrhunderts wurde die geste Doon immer allgemeiner anerkannt. Gaston Paris zitiert eine stelle aus einer chronik von Saintonge,[2]) welche bereits die drei zyklen scharf unterscheidet. Der erste, der von den söhnen Doons spricht, ist der verfasser bezw. überarbeiter des gleichnamigen epos. Im ‚Doon de Mayence' erfahren wir am schluß, Flandrine habe ihrem gatten zwölf söhne geboren, deren ältester Gaufrey gewesen sei; die namen der übrigen werden nicht angegeben. Den nächsten und letzten schritt tut der verfasser unseres ‚Gaufrey': er weiß uns nicht allein die namen der andern elf, sondern auch die ihrer wichtigsten nachkommen anzugeben. Der grundsatz, nach dem der dichter bei seiner auswahl verfuhr, ist unschwer zu erkennen. Doon de Nanteuil, Bueve d'Aigremont, Aymon de Dordogne und Girart de Roussillon sind sämtlich alte widersacher Karls. Jeder von ihnen hat schon ein paar mal mit dem kaiser krieg geführt. Von ihren kämpfen berichten uns eine ganze reihe von epen, vor allem die gleichnamigen ‚Girart de Roussillon' und das fragment von Doon de Nanteuil sowie ‚Renaut de Montauban'. In den beiden letzteren treten sie uns bereits als brüder entgegen, aber als söhne Doons de Mayence werden sie erst in unserem ‚Gaufrey' bezeichnet. Auch bei Sevin erkennen wir leicht, was ihm die ehre der aufnahme verschaffte. Sein sohn ist ja Huon, der so lange unter Karls zorn zu leiden hatte. Morant ist wohl

---

[1]) Girart de Viane s. 1/2: N'ot que trois gestes en France la garnie
dou rei de France est la plus seignorie,
et l'autre aprés, bien est droit que vus die,
est de Doon a la barbe florie,
cel de Maiance qui mout ot seignorie.
De cel lignage . . . fu Ganellons . . .

[2]) Histoire poétique s. 76.

wegen seiner verwandtschaft mit der Doon de Nanteuilgeste hereingekommen; sein sohn Raimon de St. Gilles heiratet später Parise, die tochter Garniers von Nanteuil. Bei Ripeus kann man daran denken, daß er der vater des Anseïs ist, der gegen Karls mahnungen handelte und dadurch schwere kämpfe verursachte. Die verräter gelten schon im ‚Girart de Viane' als angehörige der Doongeste; doch erst unser Gaufreydichter macht den Grifon zum Doonsohn. Der gemeinsame gegensatz zu Karl verband den verräter trotz aller sonstigen verschiedenheit mit den andern brüdern.[1]) Bei Othon, Pierre und Hernaut läßt sich ein bestimmtes prinzip, nach dem sie ausgewählt worden wären, nicht finden. Jedenfalls sind sie eben benutzt, die zahl zwölf, die ja in der Wilhelmsgeste schon vorgebildet war (vgl. den stammbaum bei Nyrop a. a. o. s. 387), voll zu machen. Möglich, daß der dichter auf Othon deshalb kam, weil er durch ihn (und Ripeus) eine genealogische verbindung mit der Karlsgeste herstellen konnte. Zeigt er doch dasselbe streben nach allseitiger anknüpfung auch durch die hereinziehung Pierres, des ahnherrn von Godefroy de Bouillon. So könnte man beim letzten sohn, Hernaut de Gironde, etwas ähnliches annehmen. Hernaut gilt nämlich sonst durchweg als angehöriger der Wilhelmsgeste, denn er ist der sohn Aimeris de Narbonne. Allein es ist überhaupt nicht sicher, ob wir in ihm tatsächlich einen sohn Doons erblicken dürfen. Im ganzen epos wird er nur noch einmal, und zwar ganz flüchtig erwähnt. Dagegen finden wir auf einmal[2]) einen Renier de Vantamise aufgeführt, in dem wir schwerlich jemand anders zu erblicken haben als einen sohn Doons. Es wird uns nämlich von ihm ganz wie vom jungen Doon de Nanteuil und Girart de Roussillon erzählt, wie er eine eben eroberte stadt zu lehen bekommt. Auch fragt der alte Doon nach ihm in einer weise, die eigentlich darüber, daß er sein sohn ist, keinen zweifel aufkommen läßt.[3]) Das versehen eines schreibers ist es wohl, wenn in

[1]) Ausführlich behandelt ist die verrätergeste von Ernst Sauerland: „Ganelon und sein geschlecht" (Ausg. und Abh. LI).

[2]) Gaufrey 4698.

[3]) Gaufrey 10245.

v. 4681 von einem „Girart le petit“ gesprochen wird. Tatsächlich handelt es sich um Renier.[1]) Er bekommt Avice zum weibe und nicht Girart, der kurz nachher als unverheiratet bezeichnet wird und dessen gattin nach der gewöhnlichen sage ja auch Berthe heißt. Auf Renier muß sich auch die stark verderbte laisse v. 4601—4609 beziehen. In dem Berart, der nachher von Karls boten Bertran erschlagen wird, haben wir also nicht, wie Paul Meyer annimmt,[2]) den sohn Doons de Nanteuil, sondern vielmehr den Reniers zu erblicken. Aus welchen gründen der dichter diesen Renier de Vantamise in die Doongeste aufgenommen hat, läßt sich nicht mehr entscheiden, wir wissen zu wenig über ihn. Außer im ‚Gaufrey‘ tritt er nur noch im ‚Jourdain de Blaives‘ auf,[3]) und zwar spielt er hier eine wichtige rolle. Sein lehnsherr ist Girart de Blaives, der sohn des Amis; ihm ist er in unwandelbarer treue ergeben. Nach Girarts tod übernimmt er die erziehung des jungen Jourdain. An einer stelle wird uns gesagt, seine gattin Eremborc sei die nichte Aymons de Dordogne.[4]) Eine verwandtschaftliche beziehung Reniers mit dem geschlechte des Doon scheint unser dichter demnach bereits vorgefunden zu haben.

Von den aufgeführten zwölf söhnen sind einige selbst wieder die stammväter einer großen nachkommenschaft. Außer dem erstgebornen Gaufrey vor allem Pierre, der ahnherr des schwanenritters und seines geschlechts. Weiter auch Doon de Nanteuil, dessen geste ebenfalls schon ausgebildet vorlag. Sein sohn Garnier besaß ein besonderes epos (‚Aye‘), ebenso sein enkel Guy und urenkel Tristan und auch die tochter der Aye, Parise, wurde in einer gleichnamigen chanson de geste besungen. Auch Grifon besitzt eine gewaltige nachkommenschaft. Es werden im ‚Gaufrey‘ im ganzen vierzehn verräter aufgezählt, die von ihm abstammen. In betreff der einzelnen namen sei auf die bereits erwähnte abhandlung von Sauerland hingewiesen. Dort

[1]) Der offenbar zum unterschied von Renier de Jennes „le petit“ genannt wird.

[2]) Romania XIII s. 10.

[3]) Erwähnt wird er außerdem noch im ‚Maugis d'Aigremont‘, der aber von Gaufrey abhängig ist.

[4]) Jourdain de Bl. s. 120, v. 407.

ist jeder verräter in bezug auf sein auftreten in den verschiedenen epen systematisch besprochen. Für unsre zwecke hier kommt es bloß darauf an, festzustellen, was der Gaufreydichter in dieser beziehung vorfand, und was er dann geändert oder weiter ausgebildet hat. Schon in Mouskets reimchronik werden die verräter als eine zusammengehörige, geschlossene familie erwähnt.[1]) Tatsächlich sind ja auch sämtliche verräter der chansons de geste nach dem vorbilde Ganelons geschaffen. Um nun ihre falsche gesinnung zu erklären, machte man sie zu blutsverwandten Ganelons. In ‚Parise la duchesse' treffen wir sogar „*XII pers moult felon*", die in allem das gegenstück zu Karls getreuen sind. Im übrigen gehen die verschiedenen epen in ihren angaben über die verwandtschaftlichen beziehungen der einzelnen verräter sehr auseinander. Von den drei brüdern, die Ganelon im ‚Gaufrey' hat, weiß keine der andern chansons de geste. Als verwandte treten Alori, Hardré, Berengier freilich auch sonst auf, aber zu söhnen Grifons hat sie offenbar erst unser dichter gemacht. Der verräter Rolands galt auch nicht in sämtlichen epen, sondern nur in ‚Fierabras', ‚Gaidon' und ‚Renaut de Montauban' als Grifons sohn. Nirgends als in unserer chanson (v. 4000) findet sich der verrätername Herpin.[2]) Der in v. 2555 erwähnte Fouques ist wohl identisch mit Fouques de Morillon, einem der bedeutendsten verräter im ‚Renaut de Montauban' und in ‚Parise la duchesse'.

Wie aus den bisherigen ausführungen ersichtlich, sind bei unserem ‚Gaufrey' die zyklischen tendenzen auf die spitze getrieben. Er präsentiert sich uns als das letzte glied einer seit dem ende des 12. jahrhunderts sich stetig vollziehenden entwicklung, die darauf hinausläuft, aus den helden, die weder der Karls- noch der Wilhelmsgeste angehören, eine große dritte geste zu bilden. Das vorletzte glied in dieser entwicklung ist, wie bereits oben erwähnt, die gegen das ende des 13. oder anfang des 14. jahrhunderts entstandene bearbeitung des ‚Doon de Mayence', wo wir bereits zwölf söhne des Doon antreffen,

---

[1]) Chronique rimée v. 8454 f.

[2]) Dagegen als name eines Türken, also christenfeindes, Ogier 11954 ff.

aber nur einen von ihnen mit namen, Gaufrey; die der übrigen elf finden wir zum erstenmal in unserem epos. Damit ist auch der terminus a quo für die zeitliche fixierung des ‚Gaufrey' gegeben: die wende des 13. und 14. jahrhunderts.

Wie die verwandtschaft der zwölf helden nachweisbar jungen ursprungs ist, so macht auch ihre im ‚Gaufrey' erzählte jugendgeschichte sofort den eindruck der erfindung durch einen späten dichter. Es sind nämlich lauter wohlbekannte züge, die auf die söhne Doons übertragen sind; auf schritt und tritt wird der leser an andere, und zwar ältere epen erinnert, wo wir dieselben züge finden. Den einfluß dieser epen auf unsern ‚Gaufrey' zu untersuchen, ist unsere eigentliche aufgabe. Da die verschiedenen chansons de geste, die auf unsre dichtung eingewirkt, zum teil selber wieder untereinander in beziehungen stehen, ist es das gegebene, sie nach diesem gesichtspunkt zu gruppen zusammenzufassen, soweit es möglich ist. Die erste gruppe umfaßt: ‚Doon de Mayence', ‚Garin', ‚Aliscanz' und ‚Huon'.

III. Kapitel.

Die Doongruppe.

Gleich in den ersten versen[1]) erinnert der Dichter seine zuhörer an die wohlbekannte chanson von Doon de Mayence, wo erzählt sei, wie dieser sich Flandrine erstritten und wie der kaiser seine zwölf söhne mit heidnischen ländern belehnt habe. Das „adoubement", auf das der verfasser hier anspielt, wird uns am schluß des ‚Doon'[2]) ausführlich geschildert. Die gewinnung Flandrines im kampf gegen die sarazenen bildet das eigentliche thema dieses epos. Unser dichter weiß ferner, daß der kaiser und Garin nebst seinem getreuen vasallen Robastre Doon bei diesen kämpfen unterstützt haben.[3]) Er weiß die namen von Doons und Garins wunderbaren schwertern: Mer-

[1]) Gaufrey 3—10.
[2]) Doon de Mayence 11347 ff. Sein vorbild waren ‚Les Narbonnais'.
[3]) Gaufrey 190/91; 1507/08.

veilleuse und Finechamp.[1]) Er weiß, daß Doon den heidnischen dänenkönig erschlug, der gegen den Aubigant gezogen war,[2]) und daß schließlich auch der Aubigant leben und reich im kampf gegen Gaufreys vater verlor.[3]) Man sieht, daß der dichter seinen ‚Doon' gut gekannt hat. An ihn knüpft er auch seine erzählung an. Am schluß des ‚Doon' erfahren wir, wie bereits erwähnt, daß Karl Gaufrey und seine brüder zu rittern schlägt und ihnen Ungarn und viele andre länder zu lehen gibt, die sich allerdings bislang noch im besitz der heiden befinden. Die eroberung dieser reiche oder wenigstens eines teils derselben bildet nun bekanntlich den inhalt unseres epos. Der dichter denkt sich also die ereignisse, die er schildert, direkt an die des Doon sich anschließend. Dem entspricht es auch, wenn der in der erzählung auftretende junge dänenkönig als nachkomme des von Robastre getöteten Danemont erscheint.[4]) Es ist vor allem die junge generation, die sich diesmal auf seiten der heiden und der christen gegenübersteht. Freilich nehmen auch die älteren noch tätigen anteil am kampf: bei den Christen Doon und Garin, bei den heiden Gloriant und Machabré, die als verwandte des erschlagenen Danemont auftreten.[5]) Diese verwandtschaft hat der dichter augenscheinlich nur erfunden, um einen möglichst engen anschluß an ‚Doon' herzustellen.

Es läßt sich denken, daß das epos vom vater nicht ohne einfluß auf das vom sohn geblieben ist. In der tat sieht der leser sofort, daß der ‚Gaufrey' vom ‚Doon' formell wie inhaltlich abhängig ist. Dreyling hat nachgewiesen,[6]) daß unser epos in stilistischer beziehung auffallende anklänge an ‚Doon'

---

[1]) Gaufrey 216, 490; die geschichte dieser wunderbaren schwerter Doon de Mayence 6906 ff. und 8753 ff.

[2]) Gaufrey 1575; Doon 9884 f.

[3]) Gaufrey 1506 und 1659; nur verwechselt unser dichter Doon mit Robastre; im ‚Doon' ist es der riese, der den Aubigant erschlägt (‚Doon' 9884 f.).

[4]) Gaufrey 10310—13.

[5]) Gaufrey 1575 und 1578.

[6]) In seiner dissertation: „Die ausdrucksweise der übertriebenen verkleinerung im altfranzösischen Karlsepos", Ausg. u. Abh. LXXXII s. 149 ff.

zeigt. Wie er ausführt, haben nämlich beide dichtungen eine ganze reihe von „ausdrücken der übertriebenen verkleinerung“ gegenüber den andern epen gemein. Außer den bei Dreyling aufgezählten fällen finden sich noch zwei weitere, in denen ganz deutlich eine entlehnung vorliegt. Beidemal handelt es sich um ein komisches element in der schilderung eines zweikampfes. Robastre ist vom riesen Nasier so schwer auf den kopf getroffen worden, daß ihm der kamm seines helmes und ein mächtiges stück seiner kopfhaut durchhauen sind. Wie nun das blut aus der wunde hervorschießt, da spottet Nasier:

Gaufrey 3543:

. . . . „vous estes couronnés;
or povés estre moine ou canoine rieulés
ou prieur ou abbé, lequel que vous voudrés,
ou cardinal de Romme, se vous le greantés:
le caperon est rouge qu'en vo teste portés.“

Dieser selbe witz findet sich nun auch im ersten teil des ‚Doon‘. Der verräter Herchembaut hat einen gewaltigen hieb auf den kopf erhalten und wird von seinem gegner mit folgenden worten verhöhnt:

Doon 5094:

. . . . „Vous estes couronnés;
comme prestre nouviax, et si n'en savez grés
a evesque qui soit grant henour i avés
quant rouge caperon en vo teste portés.“

Wie man sieht, hat der Gaufreydichter den Doon'schen scherz unverändert herübergenommen; nur hat er nach seiner weitschweifigen art das ganze noch mehr ausgeführt oder richtiger gesagt breitgetreten. Mit dem eben besprochenen schimpf berührt sich ein anderer, der darin besteht, daß einem die haare abgeschnitten werden oder ihm gar eine regelrechte tonsur geschoren wird. Die bekanntesten beispiele hierfür sind ‚Floovant‘ und ‚Ogier‘ (vgl. hierüber noch später s. 75). Etwas ähnliches findet sich im ‚Jehan de Lanson‘. Hier schneidet der zauberer Malaquin dem schlafenden Basin den bart ab, und am andern tag bekommt dieser von seinen genossen, den zwölf pairs, bei-

nahe dieselben spottreden zu hören, wie wir sie im ‚Doon' und ‚Gaufrey' haben.[1])

Eine weitere wörtliche entlehnung aus dem vorbild treffen wir in v. 2466 unseres epos, wo uns der tod eines Sarazenen geschildert ist. Robastre wirft ihn zu boden:

„si bel et si seri et si tres douchement
que le cuer de son ventre en II moitiez li fent".

Ganz ähnlich heißt es im ‚Doon' in v. 7522:

„si bel et si souef et par si dous semblant
que le col li brisa au pavement hurtant."

Auch inhaltlich steht der ‚Gaufrey' unter dem einfluß desselben epos. Was uns über die heirat des helden mit Passerose erzählt wird, erscheint durchaus dem muster von Doon-Flandrine nachgebildet. Beide frauen sind christinnen; denn der vater Flandrines, der Aubigant, ist zwar ein heide, allein sie selber ist wie ihre mutter im christlichen glauben erzogen. Weiter tritt hier wie dort ein heidnischer freier auf, der seiner werbung mit waffengewalt nachdruck verleiht. In diesem punkt geht die nachahmung unseres dichters so weit, daß Passeroses freier dem vorbild des Doon entsprechend ebenfalls ein dänenkönig ist, der außerdem noch von dem Doon'schen abstammt. Endlich ist auch der ausgang in beiden erzählungen gleich: der christliche held erschlägt den feindlichen freier und gewinnt die hartumdrängte jungfrau. Im übrigen treffen wir gerade dieses motiv nicht so sehr in den chansons de geste als vielmehr im höfischen roman, und so könnte man auch an eine beeinflussung von dieser seite her denken. Allein es zeigen sich sonst in unserem epos sehr wenige höfische elemente. Und wenn wir auch ab und zu auf züge stoßen, die uns an den ritterroman gemahnen, so ist doch gerade bei ihnen sehr leicht nachweisbar, daß sie dem einfluß gewisser chansons de geste, vor allem, wie wir sehen werden, des ‚Garin de Monglane' zuzuschreiben sind. In unserem fall war also der dichter von ‚Doon de Mayence' inspiriert; Passerose hat er nicht nach irgendeiner

[1]) Histoire Littéraire XXII s. 576; weitere beispiele zitiert Nyrop auf s. 345 seiner Oldfranske Heltedigtning.

dame im höfischen roman, sondern nach dem muster der Flandrine gezeichnet.

Auch zu Flandrines mutter findet sich ein gegenstück im ‚Gaufrey', und zwar in der person Esglentines. Beide sind aus Frankreich geraubt und wider ihren willen vom entführer zur ehe gezwungen worden. Infolgedessen betrachten auch beide den tod ihres mannes als eine erlösung.[1]) Freilich treffen wir die figur der geraubten christin so häufig, daß wir nicht mit sicherheit behaupten können, der dichter habe gerade ‚Doon' zum vorbild genommen. Wir finden sie nicht nur in chansons de geste (z. b. ‚Huon'), sondern vor allem auch im roman courtois. Und an den höfischen roman erinnert die erzählung im ‚Gaufrey' in vielen punkten. Schon die bezeichnungsweise ist durchaus dem ritterroman eigen: wir erfahren von einem „castel perilleus", wo der räuber mit der entführten haust.[2]) Der eingang der burg wird von einem löwen und zwei bären bewacht, und bevor der held — in unserem fall Robastre — in das schloß eindringen kann, muß er diese gefährlichen wächter beseitigen. Die bewachung durch raubtiere findet sich gleicherweise z. b. im ‚Lancelot'. Doch erscheint in diesem wie auch in den andern höfischen romanen das motiv meist mit märchenhaften elementen ausgeschmückt.[3]) Das fehlt in unserem falle ganz und gar; die erzählung geht in keinem punkte über die grenzen der wirklichkeit hinaus. Denn es kam im mittelalter tatsächlich vor, daß man bären usw. im schloßzwinger hielt oder auch wohl an einen pfeiler gefesselt als wächter benutzte. So müssen wir wohl in diesem falle die frage nach der quelle des dichters unentschieden lassen.

Dagegen zeigt sich der einfluß des ‚Doon' wiederum deutlich im auftreten Karls und Garins. Es wurde bereits erwähnt, daß wir im ‚Doon' den kaiser und Garin an der seite des helden finden. Schließlich kommen auch noch ihre zwei frauen nach und so feiern alle drei paare gemeinsam hochzeit. Dies

[1]) Gaufrey 7789—91; Doon 7831 ff.

[2]) Gaufrey 7791; derselbe name im ‚Papageienritter'.

[3]) Das motiv ist im zusammenhang behandelt von Voretzsch in seinen Ep. Studien I s. 131 ff.

ist ganz sicher die erfindung eines der späteren bearbeiter, der eben die drei stammväter einmal gemeinsam auftreten lassen wollte, eine erfindung desselben mannes, dem wir auch die berühmte geschichte von der gleichzeitigen geburt der drei helden verdanken. Nach dem muster des ‚Doon' verfuhr auch unser dichter. Karl selber spielt freilich in der eigentlichen erzählung keine große rolle; aber wenigstens haben seine pairs an der handlung einen nicht unwichtigen anteil. Auch Garin tritt wieder auf und nimmt wie in der vorlage an allen schicksalen Doons teil; dadurch kamen auch seine söhne und sein getreuer vasall Robastre in das epos herein. Vor allem der riese steht völlig im mittelpunkt des interesses, viel mehr als dies in der vorlage der fall ist. Er ist noch ganz der gleiche: der kampf ist sein element. Wenn sein herr zur schlacht auszieht, muß er dabei sein. Im ‚Doon' kann ihn selbst Karls gebot nicht abhalten. Vergebens befiehlt ihm dieser, nach Vauclere zurückzukehren; er läßt sich nicht heimschicken. Ganz denselben zug treffen wir, wie bereits erwähnt (s. oben s. 15), auch im ‚Gaufrey'. Unser dichter versprach sich allem anschein nach eine beifällige aufnahme dieser figur bei seinem publikum, daher die auffallende hervorhebung des riesen.

Auch von seinen früheren lebensschicksalen erfahren wir manches. Ein luiton, erzählt uns der dichter, habe ihn einst mit einer sterblichen gezeugt.[1]) In seiner jugend sei er careton gewesen, bis ihn Plaisance zum ritter geschlagen habe.[2]) Diese Plaisance habe ihm Garin zum weib gegeben.[3]) Woher hat der verfasser diese kenntnis von Robastres lebensgang? Man kann an ‚Doon' denken, denn auch hier wird an einigen stellen erwähnt, der riese stamme von einem kobold, habe einst fuhrmannsdienste geleistet und habe dann von Plaisance den ritterschlag erhalten.[4]) Doch sind die angaben des ‚Doon' so dürftig und kurz gehalten, daß sie als quelle für den ‚Gaufrey' kaum genügen, vielmehr gehen wohl beide epen auf eine gemeinsame

[1]) Gaufrey 5639.
[2]) Gaufrey 5349 und 3678.
[3]) Gaufrey 3701.
[4]) Doon 8049 ff.

vorlage zurück, in welcher Robastres schicksale ausführlich behandelt waren. Diese vermutung wird bestätigt durch den umstand, daß unser epos mit einigen weiteren notizen über den riesen allein steht. Wir erfahren nämlich auch den namen des kobolds, Malabrun. Er habe seinen sohn „*au pui delés Monglane*“ gezeugt; die mutter sei bei der geburt des knaben gestorben; seine fuhrmannsdienste habe dieser Berart de Valcomble geleistet, dann sei er in den dienst Garins eingetreten zur zeit, als dieser sich die stadt Monglane und sein weib Mabille erstritt.[1]) Bei den damaligen kämpfen vor Monglane habe er den fechttrick gelernt, dem gegner mit der misericorde durch das augenloch (eulliere) zu stechen.[2])

Alle diese Angaben, die im Doon fehlen, sind anspielungen auf ‚Garin de Monglane‘. Dieses epos muß unser dichter gekannt und für die figur Robastres benutzt haben. Wir wissen sogar, welche handschrift dem Gaufreyverfasser vorlag. Wie nämlich Rudolph in seiner dissertation[3]) nachweist, kennt nur die hs N des Garin den namen von Robastres vater, Malabrun; die andern sprechen immer nur von einem „*fantosme*“ schlechtweg. Über das leben des riesen erfahren wir da folgendes: Einige stunden von Monglane hütete die tochter eines bauern die schafe. Da erblickte sie der kobold Malabrun, der sich gerade dort herumtrieb, und verliebte sich in sie. Ihr sohn war der starke Robastre. Bei der geburt mußte der mutter der leib geöffnet werden, so daß sie starb. Berart de Valcomble nahm den verwaisten knaben bei sich auf und verwandte ihn fünfzehn jahre als ‚careton‘. Als nun Garin vor Monglane ankam, stellte sich Berart im kampf auf seine seite, und da jener an dem riesen ein großes wohlgefallen fand, schenkte er ihn ihm. Seit der zeit war Robastre Garins vasall. Die geliebte Garins, Mabille, befand sich damals im kerker des kastellans von Biaufort. Allein die kastellanin hat mitleid mit ihrer schönen

[1]) Gaufrey 5777—5818.

[2]) Gaufrey 3566.

[3]) „Das verhältnis der beiden fassungen, in welchen die chanson Garin de Monglane überliefert ist, nebst einer untersuchung der Enfances Garin de Monglane“, Marburg 1890.

gefangenen und so lädt sie eines tages in abwesenheit ihres mannes Garin, Robastre und Berart zu einem stelldichein auf ihr schloß. Garin beschäftigt sich mit seiner geliebten, Berart mit der kastellanin und Robastre fällt deren nichte Plaisance zu. Sie finden beide gefallen aneinander, und Plaisance ist rasch entschlossen, dem riesen ihre hand zu reichen. Um jedoch eine einigermaßen standesgemäße heirat zu schließen, schlägt sie ihn zuvor zum ritter. Weil sie aber in der eile kein schwert findet, es ihm umzugürten, so gibt sie ihm statt dessen seine „cuignie“.[1])

Dies sind die ereignisse in Robastres leben, auf die sich anspielungen im ‚Doon‘ und ‚Gaufrey‘ beziehen. Neben diesen anspielungen finden sich auch einige entlehnungen. Daß der dichter eigennamen, wie Mont Tirant und Mauregart, herübergenommen hat, will ja freilich nicht viel besagen. Stärker zeigt sich die beeinflussung in der zeichnung des riesen. Im ‚Garin‘ soll er einmal das burgtor bewachen, während die andern auf die Sarazenen im saal einhauen. Das bringt er indessen nicht fertig, müssig als türhüter dazustehen, während seine genossen sich mit den heiden herumschlagen. Er verweigert rundweg den gehorsam, und Garin muß ihm nachgeben und einen andern zum torwächter bestimmen:

„Amis, ce dist Garin, tu feras a ton gre
ce que tu volras faire[2]) . . .“

Man sieht, weder der ‚Doon‘- noch der ‚Gaufrey‘verfasser haben sich diesen zug entgehen lassen (vgl. oben s. 32).

Von Robastres vater erzählt uns ‚Garin‘, er habe die fähigkeit gehabt, alle möglichen formen anzunehmen:

Garin N 132r: Une fois fu poison et fu en autre temps
brebis, vacque ou pourcheaulx ou un cheval amblans,
l'aultre foix estoit homs, telz estoit ses semblans.

Ganz entsprechend heißt es von ihm im ‚Gaufrey‘

v. 5342: quant il veut est cheval, quant il veut est mouton,
oisel ou pomme ou poire ou arbre ou poisson,
et quant il li pleroit il seroit comme un hom.

[1]) Nach der inhaltsangabe von Rudolph.
[2]) Nach Rudolph s. 32.

Im ‚Garin' ist Malabrun der diener des elfenkönigs Auberon; dieser gibt ihm seine tarnkappe,[1]) damit er Robastre retten kann. Dieses dienstverhältnis des kobolds hat der Gaufreydichter — wahrscheinlich aus religiösen gründen — unterdrückt; ebenso erfahren wir nichts darüber, woher der luiton seine tarnkappe hat. Dagegen ist er im übrigen der vorlage gefolgt und führt uns seinen helden Robastre in den mannigfaltigsten gefahren vor, aus denen ihn natürlich immer die zauberkraft seines vaters rettet. So wird er z. b. hier wie dort von Malabrun aus den händen des feindes befreit. Im einzelnen gehen allerdings beide erzählungen auseinander. Im ‚Garin' befindet er sich in einem kerker; der kobold gibt ihm seine tarnkappe, unter deren schutz es ihm natürlich ein leichtes ist, zu entkommen. Im ‚Gaufrey' dagegen ist er unter einem baum im freien feld gefesselt, bewacht von einigen sarazenenkriegern. Sein vater hängt ihm den unsichtbar machenden mantel um und verwandelt die äste des baumes in feuerspeiende schlangen, so daß die wächter entsetzt die flucht ergreifen.

Auch der zweikampf Robastres mit Malabrun steht wohl unter dem einfluß ‚Garins'. Der dichter erzählt uns folgendes (v. 5502 ff.):

Es ist nacht. Der riese wacht einsam an der leiche seines knappen Aliaume. Tausend kerzen hat er ihm zu ehren angezündet, so daß der saal, in dem er sich befindet, taghell erleuchtet ist. Von der müdigkeit überwältigt, schlummert Robastre nach einiger zeit ein. Plötzlich fährt er auf, von einem lauten schrei geweckt, und bemerkt, daß alle kerzen ausgelöscht sind. Er geht auf die bahre zu; da erhebt sich der tote und beginnt mit ihm zu ringen. Mit gewalt drückt ihn der riese wieder in den sarg zurück und zündet dann die lichter wieder an. Auf einmal steht ein kohlschwarzes, fertig aufgezäumtes roß im saal. Er will aufsitzen, da verwandelt es sich plötzlich in einen stier, und obwohl Robastre seine ganze kraft aufbietet, gelingt es ihm

[1]) Daß die wassergeister (luiton < Neptunus; Schneegans in Z. f. r. Ph. 24 s. 557 f.) nebelkappen besitzen, ist übrigens weitverbreiteter volksglaube; vgl. Heimes vater Madelger in ‚Salman und Morolf', ed. Vogt 80 Halle, v. 3921 und 3932 ff.

nicht, das zaubertier zu bändigen. Endlich gibt sich Malabrun — denn er ist es, der sich hinter diesen verschiedenen gestalten verbirgt — dem sohn zu erkennen. — Die eben erzählte geschichte ist möglicherweise unter dem einfluß einer episode des ‚Garin' von unserem dichter geschaffen worden. Auch hier handelt es sich um einen kampf mit einem mächtigen zauberer, Perdigon mit namen, der sich ebensogut aufs hexen versteht wie Robastres vater. Der riese kämpft lange ohne erfolg. Endlich verwandelt sich sein gegner in ein schwarzes roß. Da sich das tier ruhig verhält, steigt der riese auf. Allein er merkt zu spät, daß er in eine falle geraten: Perdigon trägt ihn als gefangenen ins feindliche lager. Wie man sieht, sind beide erzählungen in vielen einzelheiten verschieden, aber der kampf zwischen menschenkraft und zauberkunst ist hier wie dort das thema. Im übrigen ist hier unser Gaufreydichter selbständiger als gewöhnlich verfahren. An stelle von Perdigon setzt er Robastres vater und erfindet auch eine geschickte begründung: der kobold will den mut seines sohnes auf die probe stellen. Er verwickelt sich dadurch allerdings in einen kleinen widerspruch. Die ereignisse im ‚Garin' setzt er als vergangen voraus. Nun hat aber Robastre in diesem epos die bekanntschaft seines vaters bereits gemacht: in gestalt eines fisches hat ihm dieser die rettende tarnkappe gebracht und bei dieser gelegenheit sich zu erkennen gegeben. Der riese weiß demnach, daß Malabrun ein zauberer ist. Damit reimt sich aber das mißtrauen schlecht zusammen, das er dem kobold gegenüber zeigt, selbst nachdem dieser sich als sein vater vorgestellt hat. Man könnte ja schließlich anführen, Robastre habe aus dem angriff des luiton schließen müssen, daß ihm da ein feindlicher geist gegenüberstehe, in dem er unmöglich seinen vater vermuten konnte. Allein der leser bekommt doch den eindruck, als hätte der riese seinen vater noch nicht zu gesicht bekommen, und so werden wir hier wohl ein versehen unseres dichters annehmen dürfen. Diese kleine nachlässigkeit ist jedoch durchaus verzeihlich. Zu loben ist jedenfalls, daß er hier einmal selbständig, und zwar gar nicht ungeschickt verfahren ist. Die ganze erzählung ist wirklich anschaulich und spannend gehalten. Es ist dem ver-

fasser sicherlich gelungen, durch diese szene bei seinen zuhörern ein halb angenehmes, halb gruseliges gefühl hervorzurufen, besonders durch die beifügung der totenwache. Wenn man die episode liest, fühlt man sich unwillkürlich an Uhlands ‚junker Rechberger' oder ‚graf Richard von der Normandie' erinnert. In der tat geht ja das letztere gedicht auf eine stelle im ‚roman de Rou' zurück, und so mögen dem Gaufreydichter ähnliche geschichten bekannt gewesen sein, vielleicht die abenteuer des ‚Bel Inconnu' in der ‚Cité Gastée', die freilich im einzelnen vielfach von unserer erzählung abweichen.[1])

Fassen wir das ergebnis der bisherigen untersuchung noch einmal kurz zusammen. Es wurde gezeigt, daß ‚Gaufrey' unter dem einfluß des ‚Doon' und beide zusammen unter dem einfluß des ‚Garin' stehen. Die entlehnung unseres dichters erstreckt sich vor allem auf die figur Robastres und seines vaters. Bei den punkten, die ‚Doon' und ‚Garin' gemeinsam haben, läßt sich natürlich nicht mehr entscheiden, welcher der beiden vorlagen der dichter gefolgt ist. Indessen ist daran festzuhalten, daß die eigentliche quelle der ‚Garin' war. Der dichter dieses epos hat die figur des riesen geschaffen. Freilich haben wir da keine selbständige schöpfung vor uns. Denn der Garin'sche Robastre ist, wie sich im einzelnen leicht nachweisen läßt, das genaue abbild Rainouarts, des helden von ‚Aliscanz' bezw. ‚Archanz'. Wie dieser seinen tinel, so hat jener seine cuignie. Beide verbringen ihre jugend in niederer stellung: der eine ist küchen-, der andere pferdejunge. Dabei ist keiner von ihnen niedriger abkunft: der eine stammt von einem könig, der andere von einem elben ab. In charakter und äußerem auftreten sind sie einander völlig gleich. Der Garindichter steht also unter dem einfluß von ‚Aliscanz', und insofern, als der ‚Gaufrey' ebenfalls die kopie Rainouarts aufweist, hat ‚Aliscanz' mittelbar auch auf unser epos eingewirkt. Es fragt sich, ob wir auch unmittelbare beziehungen zwischen den beiden epen feststellen können.

Es sind im ganzen nur wenige punkte, die sich als beweis dafür anführen lassen. In der hauptsache handelt es sich um

[1]) s. Mennung, Der Bel Inconnu des Renaut de Beaujeu (Hall. diss. 1890) s. 9.

das gemeinsame vorkommen gewisser situationen. Im eingang des ‚Gaufrey' wird uns die belagerung Monglanes durch die heiden geschildert. Da sehen wir das weib Garins, Mabille, nebst ihren damen sowie einigen klerikern und bürgern die mauern der Stadt verteidigen, während ihr gatte einen ausfall macht.[1]) In ähnlicher lage treffen wir Guibourc in ‚Aliscanz': solange Guillaume von Orange fort ist, übernimmt sie mit ihren damen die verteidigung der stadt.[2]) — Diese gemeinsamkeit könnte schließlich auch auf zufall beruhen, denn solche fälle kamen ja ab und zu in praxi vor, und so könnten beide dichter unabhängig voneinander auf diesen zug gekommen sein. Allein die ähnlichkeit der lage ist in beiden fällen so groß, daß eine beziehung zwischen den zwei epen wenigstens als wahrscheinlich erscheint. Dazu kommt, daß, abgesehen von Fierabras v. 1744ff., sonstige beispiele dieser art im altfranzösischen epos nicht zu finden sind. Endlich sprechen noch weitere gründe für eine entlehnung: in zwei anderen fällen vermögen wir nämlich den einfluß von ‚Aliscanz' mit sicherheit nachzuweisen.

Rainouart verliert einmal seinen tinel, den er außerordentlich lieb hat. Nach langem suchen findet er ihn endlich wieder und seine freude darüber ist so groß, daß er ihn oftmals küßt.

Aliscanz 3557: Rainouart l'acola et le baisa assés.

Etwas ganz entsprechendes treffen wir im ‚Gaufrey'. Bei einem schiffbruch hat Robastre seine keule fahren lassen und ist darob in großer trauer. Sein vater Malabrun indessen taucht hinunter auf den meeresgrund und holt sie wieder herauf. Als der riese seine geliebte keule wieder erblickt, da küßt er sie wohl hundertmal, wie es heißt:

Gaufrey 7926: Robastre a bien c. fois beisïe sa cuignie.

Außer dem eben besprochenen zug hat unser dichter noch eine kampfszene des ‚Garin' nachgeahmt. Rainouart legt sich, vom langen kampf ermüdet, nieder, um zu schlafen. Da kommt der sarazenenriese Agrapart des wegs und reißt dem schlafenden eine handvoll haare heraus. Rainouart wacht auf und erschlägt

---

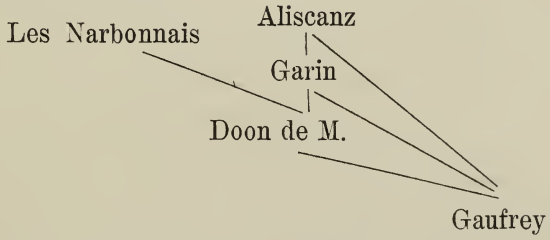
[1]) Gaufrey 778ff.

[2]) Aliscanz 1949ff.

den feigen heiden.[1]) Genau dasselbe lesen wir im ‚Gaufrey' von Robastre und dem feindlichen riesen Nasier,[2]) und bei der starken ähnlichkeit beider situationen dürfen wir eine entlehnung aus ‚Aliscanz' annehmen, wiewohl das haarausreißen in den chansons de geste auch sonst ein sehr beliebter schimpf ist.

Agrapart wie Nasier haben über ihrem panzer eine schlangenhaut angezogen, die sie angeblich unverwundbar macht. Doch sind wir bei der häufigkeit dieses zuges in epos und ritterroman (z. b. im ‚Gaidon', ‚Fierabras'; ähnlich auch der „Chevalier poisson" im ‚Chevalier au papegau') in diesem fall schwerlich berechtigt, von einem einfluß des ‚Aliscanz' zu reden. Zuletzt sei noch darauf hingewiesen, daß der name von Doons kerkermeister, Huré, wahrscheinlich aus ‚Aliscanz' herübergenommen ist; wenigstens läßt er sich in keinem andern der bis jetzt gedruckten epen nachweisen.

Das verhältnis der bis jetzt besprochenen drei epen zu unserem ‚Gaufrey' wäre also, in form einer übersichtstabelle dargestellt, folgendes:



Wobei zu beachten ist, daß der dichter den ‚Garin' in der fassung der hs N gekannt und benützt hat, denn nur sie hat den namen des kobolds, Malabrun, und nur in ihr greift der luiton in die handlung ein. In den andern versionen heißt es einfach: Robastres vater war ein luiton. Die außergewöhnliche kraft des riesen erklärt sich demnach durch abstammung von einem elbischen vater.[3]) Erst der verfasser von Garin N

[1]) Aliscanz 6064 ff.

[2]) Gaufrey 3361 ff.

[3]) Ein weitverbreiteter sagenzug; wir erinnern an die Enakssöhne der bibel, an den Dietrich und Hagen der deutschen heldensage.

hat dann[1]) diesen nicht näher mit namen bezeichneten luiton mit dem im ‚Huon' auftretenden Malabrun, dem diener Auberons, gleichgesetzt und hat gleichzeitig verschiedene züge des Huon'schen wassergeistes auf Robastres vater übertragen. Er erzählt uns, der elfenkönig habe den kobold ausgesandt, damit er seinem sohn beistehen könne. Auch im ‚Huon' ist Malabrun ein warmer freund des helden. Er ist es, der den aufgebrachten Auberon bittet, Huon seine schuld zu vergeben. Ja er nimmt sogar um seinetwillen achtundzwanzig jahre der verzauberung in einen fisch auf sich, denn er hat ihn „*so lieb wie eine mutter ihr kind*".[2]) Diese verzauberung hat der N-redaktor des Garin naturgemäß fallen lassen und hat statt dessen dem luiton die fähigkeit gegeben, sich nach belieben verwandeln zu können, und so tritt er allerdings auch ein paarmal in fischgestalt auf.

Auf grund dieser abhängigkeit des ‚Garin' von ‚Huon' dürfen wir auch von einem einfluß ‚Huons' auf unseren ‚Gaufrey' reden, denn der dichter hat ja, wie wir bereits ausgeführt, die figur Malabruns ebenfalls in seine erzählung aufgenommen. Und zwar erfolgte dieser einfluß nicht bloß indirekt durch die vermittlung des ‚Garin', sondern auch direkt.

So lehnt sich z. b. die schilderung der verwandlung des kobolds im ‚Gaufrey' durchaus an die im ‚Huon' an. In beiden epen heißt es übereinstimmend, Malabrun habe sich ein paarmal auf dem boden gewälzt und sei dann plötzlich als schöner junger mann erschienen.[3]) Auch die meeresüberfahrt auf dem rücken des in einen fisch verwandelten luiton hat unser dichter kopiert.[4]) Malabruns und Auberons figur hat er in eine verschmolzen, und im übrigen Robastres verhältnis zu seinem vater ganz nach dem vorbild Huons und des elfenkönigs gestaltet. Wie Auberon zeigt sich auch Malabrun über die vergangenheit und zukunft seines

---

[1]) Am ende des 13. oder anfang des 14. jahrhunderts, wie Rudolph annimmt.

[2]) Huon 7026 und 7070 ff.

[3]) Huon 5318 ff.; Gaufrey 5742 ff.

[4]) Gaufrey 7947 ff.

schützlings ganz genau unterrichtet.[1]) Der elfenkönig gibt Huon ein zauberkräftiges elfenbeinhorn, mit dem dieser ihn in jeder gefahr zu sofortiger hilfe herbeirufen kann.[2]) Ebenso eilt auch Robastres vater herbei, wenn sein sohn sich in not befindet und unter dreimaligem bekreuzigen den namen Malabrun ausruft.[3]) Beide geber warnen ausdrücklich vor mißbräuchlicher anwendung des hilfezeichens. Auberon besonders schärft Huon streng ein, ja nicht zum zeitvertreib zu blasen. Trotz der warnung des getreuen Geriaume ist der held aber zu neugierig, um sich beherrschen zu können. Er glaubt der ganzen sache nicht recht und will herausbringen, ob der geist gelogen hat oder nicht.

Huon 3815: „Mais ne puis croire les mos que me conta
que se je corne que tant de lonc m'orra;
Diex me maudïe se ne l'asaie ja!"

Und so bläst er denn. Auberon erscheint und merkt, daß er ihn ohne not herbeigerufen hat. Seinen vorwürfen gegenüber erwidert Huon, er habe nicht gewagt, sich in gefahren zu begeben, ohne zuvor das horn zu erproben:

Huon 3865: . . . . „de vo cor ne soi la verité
je n'en osai en grant estrive entrer
se ne l'ëusse par avant esprouvé".

Dann bittet er ihn um verzeihung und ist bereit, sich von ihm zur strafe das haupt abschlagen zu lassen:

Huon 3868: „Vés chi m'espee: le cief aie coupé!"

Der elfenkönig verzeiht ihm hierauf, und er verspricht hoch und heilig, nie mehr unnötig zu blasen.[4]) — Ganz dasselbe wird uns, zum teil sogar mit wörtlichen anklängen, von Robastre erzählt. Auch er traut der sache nicht recht und will wissen ob der geist gelogen hat oder nicht:

Gaufrey 5895:

Donc jura Damedieu qui onques ne menti
que le jour que il vive ne le fera ainsi
ne sus sa sëurté n'enterra en peril,

---

[1]) Gaufrey 5770 ff.; Huon 3446 ff.
[2]) Huon 3714 ff.
[3]) Gaufrey 5841 ff.
[4]) Huon 3910 ff.

si ara esprouvé et bien sëu de fi
se le luiton dit voir ou il li a menti;
esprouver le voudra, ains que parte d'ichi.

Malabrun erscheint und bekommt dieselbe ausrede zu hören wie Auberon. Robastre bittet seinen vater um verzeihung und fordert ihn auf, im übrigen mit ihm zu verfahren wie er wolle. Gaufrey 5921:

„Or feitez de mon corps cheu que voudrés jugier."

Bei Huon dauert es freilich nicht lange, da verstößt er wiederum gegen ein gebot des elfenkönigs. Er läßt sich nämlich eine lüge zu schulden kommen, obwohl ihm Auberon dies streng untersagt hat, und die strafe dafür bleibt denn auch nicht aus. Auch Robastre kommt noch einmal in konflikt mit seinem vater. Dieser ist sehr darauf bedacht, daß man ihn für einen guten Christen hält.[1]) Seine übermenschlichen eigenschaften sind ein geschenk gottes, nicht des teufels, und trotzdem nennt ihn der riese einmal einen „maufé". Den gleichen namen gibt auch Huon dem elfenkönig.[2]) Allein bei ihm ist die sache noch einigermaßen entschuldbar. Er hat Auberons güte noch nicht kennen gelernt, denn es ist ja das erste mal, daß er mit dem „petit roi" zusammentrifft. Anders bei Robastre. Schon zweimal hat ihm sein vater geholfen: einmal hat er ihn aus einem seesturm gerettet, ein andermal mit windesschnelle über das meer getragen. Und zum dank dafür heißt ihn der sohn maufé. Diese ungehörigkeit gehört geahndet, und die strafe erfolgt denn auch prompt. Robastre fällt in die hand der feinde. Sie fesseln ihn an einen baum und stellen einige wächter neben ihn. In dieser not ruft er seinen vater herbei, und dieser erscheint auch sofort. Da er jedoch die tarnkappe angezogen hat, ist er unsichtbar. Er hält nun mit lauter stimme, so daß es die Sarazenen hören, dem sohne seinen undank vor, und Robastre ist äußerst erschrocken darüber, daß Malabrun, obwohl er doch so weit weg, das wort vernommen hat. Das müssen ihm teufel hinterbracht haben,[3])

---

[1]) Genau wie Auberon; vgl. v. 3342.
[2]) Gaufrey 8211; Huon 3339.
[3]) Ganz ähnlich Renaut 204, 30.

meint er. Die heiden indessen hören auf einmal, daß ihr gefangener spricht und daß ihm jemand antwortet. Sie sehen einander fragend an.

Gaufrey 8227: Li un en avoit l'autre durement regardé:
„Compeins, vois tu cheli qui ainsi a parlé?"
„Nennil, fet il, compeins, par Mahomet mon dieu;
je croi qu'est le prison qu'avon encaenné.
Or tost couron li sus, si soit bien bastonné!"

So packen sie denn ihren gefangenen und prügeln ihn gehörig durch. Während dies geschieht, lacht Malabrun aus vollem hals, und erst nachdem Robastre tüchtig durchgebläut ist, errettet er ihn von den fäusten der Sarazenen, indem er ihm den unsichtbar machenden mantel umhängt.

Dieser streich, der ausgezeichnet zu der koboldsnatur Malabruns paßt und uns endlich einmal im gegensatz zu der sonstigen langweiligen betonung seines streng christlichen standpunktes etwas von der neckenden art eines Rübezahl erkennen läßt, ist zwar etwas derb gehalten, aber doch mit unwiderstehlicher komik geschildert. Gleich der anfang ist gut erzählt. Der dichter zeigt uns das böse gewissen Robastres, als dieser erfährt, daß sein vater das schimpfwort gehört hat. Im weiteren verlauf des abenteuers wirkt besonders die art, wie der riese um gnade bettelt, überaus komisch. Während ihm die heiden den rücken zerbläuen, beteuert er hoch und heilig, er wolle das böse wörtlein ganz gewiß nie mehr in den mund nehmen;

Gaufrey 8244:
„ainz diroi qu'estes Dieu se il vous vient a gre!"

Dann erinnert er ihn in lehrhaftem ton an die pflichten eines vaters gegenüber seinem kind:

Gaufrey 8250: „li pere doit avoir de son enfant pité!"

Die ganze erzählung ist auf ein lachlustiges niedriges publikum berechnet und in ihrer art vorzüglich.

Als ein verkleinertes abbild von Robastre erscheint im ‚Gaufrey' der schiffsmann Fromer. Achteinhalb jahre ist er „*champion*" gewesen, siebenundzwanzig gegner hat er besiegt, nur Robastre ist ihm an kraft überlegen. Seine waffe ist eine keule. Er führt Berart und seine genossen übers meer und

schließt sich ihnen auf ihrer wallfahrt nach dem hl. grab an. Wie seine genossen fällt auch er in die hand Maprins und wird in den schlangenkerker geworfen. Sein ende findet er bei einem versuch, sich durch das belagerungsheer Gloriants durchzuschlagen und Gaufrey zum entsatz des turmes Barbel herbeizuholen. Diese seine äußeren schicksale gleichen durchaus denen des seemanns Garin im ‚Huon'. Auch dieser führt zunächst Huon und seine elf genossen übers meer und entschließt sich dann, nachdem sie auf heidnischem gebiet gelandet sind, mit ihnen zusammen die fahrt ans hl. grab zu machen. Von da an teilt er alle schicksale Huons und der anderen begleiter. Auch er sieht sein vaterland nicht mehr: bei einem ausfall aus Aufalerne erschlagen ihn die Sarazenen. — Auffallend ist, wie sehr der schiffsmann während der ganzen zeit, wo er an der handlung teilnimmt, in den vordergrund gerückt ist. Immer wieder hebt ihn der dichter ausdrücklich hervor mit den worten:

Gaufrey 6323 (6402):

Fromer le marinier n'i doi mettre en oubli.

Überaus ausführlich wird uns sein kampf mit Maprin geschildert. Nachdem er lange tapfer gestritten, erliegt er endlich der übermacht und wird gefangen. Aber damit nicht genug, läßt ihn der verfasser durch Berart noch einmal befreit werden, und wir hören von neuem, wie er gegen die heiden wütet. Als letzter von allen ergibt er sich schließlich freiwillig, um das los der pairs zu teilen.[1]) Auch später bei dem botenstreit weist der alte Garin alle zurück, die sich zu dem gefährlichen aber ehrenvollen unternehmen melden: Fromer ist der mann, der zur ausführung des wagnisses (wegen seiner ortskenntnis) als der geeignetste erscheint. Und dabei ist dieser seemann eine der unnötigsten gestalten im ganzen ‚Gaufrey'. Er dient bloß dazu, die handlung unerträglich zu verschleppen; man würde in der erzählung durchaus nichts vermissen, wenn er überhaupt nicht vorkäme. Aber augenscheinlich ist der dichter eben dem vorbilde des ‚Huon' gefolgt.

Den einfluß der letzten chanson de geste verrät auch die

[1]) Gaufrey 6476 ff.

geschichte von Grifons verrat. Statt in Frankreich söldner zur verstärkung von Gaufreys heer zu werben, geht Grifon nach Paris und schwärzt seinen bruder beim kaiser an, er habe dem christenglauben abgeschworen und sei zu Gloriant übergetreten. An Karl und die anwesenden ritter teilt er reiche geschenke aus, und es gelingt ihm auch, bei allen glauben zu finden. Nur der alte Naims durchschaut seine schliche, und als der verräter auch ihm ein geschenk anbietet, bekommt er einen korb. In vielen stücken erscheint diese erzählung als eine kopierung der im ‚Huon' von Gerart berichteten. Auch Gerart ist voll von mißgunst gegen seinen bruder, und als Huon glücklich mit den verlangten beweisstücken in Bordeaux anlangt, nimmt er ihn gefangen und wirft ihn ins gefängnis. Darauf reist er nach Paris, um seinen bruder beim kaiser zu verleumden, er sei nach Frankreich zurückgekehrt, ohne die verlangten aufgaben erfüllt zu haben. Reiche schätze hat er mitgenommen und teilt sie an den kaiser und seine großen aus. Alle preisen sein stattliches auftreten und seine freigebigkeit. Nur der alte Naims läßt sich von seinen schönen reden nicht täuschen und nimmt nichts von den angebotenen gaben des verräters. — Bei der starken ähnlichkeit der beiden erzählungen ist an der einwirkung des ‚Huon' auf ‚Gaufrey' nicht zu zweifeln. Auch das verhältnis Berarts zu Flordespine weist verschiedene analogien zu dem Huons und Esclarmondes auf. Allein die übereinstimmung ist nicht derart, daß wir an eine beeinflussung des ‚Gaufrey' durch ‚Huon' denken dürften. Die nähere betrachtung dieses stückes unserer erzählung führt uns vielmehr zu einer anderen gruppe von epen, die unsrem dichter als vorbild gedient haben und die im nächsten kapitel besprochen werden sollen.

IV. Kapitel.

Die Fierabrasgruppe.

Der waffenruhm Berarts ist bis ins heidnische land gedrungen. Auch die schöne Flordespine hat von seinen taten vernommen und, obwohl sie ihn noch nie gesehen, sich sofort

in ihn verliebt. Ihr vater weiß natürlich nichts davon und verlobt sie einem jungen sarazenenfürsten an. Als hochzeitsgeschenk wird ihnen Frankreich versprochen, das freilich zuerst erobert werden muß. Der verlobte versucht, seine braut zu küssen, allein sie gibt ihm eine tüchtige ohrfeige und erklärt, sie verbitte sich solche vertraulichkeiten, solange er nicht Frankreich erobert und sie zum altar geführt habe. Das motiv der prinzessin ist aber nicht etwa mädchenhafte scheu, sondern ihre liebe zu Berart. Kaum sind die zwei gefangenen eingebracht und in den üblichen schlangenkerker geworfen, so setzt sie sich mit ihnen ins benehmen. Mit hilfe des getreuen kämmerers Lion wird der argwöhnische gefängnisaufseher Huré beseitigt. Ihrem vater gegenüber gibt sie an, dieser habe mit Doon und Garin einen fluchtversuch geplant gehabt; dabei habe ihn Lion betroffen und habe den ungetreuen flugs bestraft. An stelle des getöteten kerkermeisters bekommt nunmehr Lion die aufsicht über die beiden Franken, und so hat die prinzessin die günstigste gelegenheit, sich zu ihnen zutritt zu verschaffen. Sobald sie vernommen hat, daß ihr geliebter angekommen ist, eilt sie in den kerker, ihm ihre hand anzubieten. Berart geht ohne langes besinnen darauf ein, und die verlobung wird auf der stelle vollzogen. Darauf schlägt Flordespine eine list vor, welche die Christen in den besitz des turmes Barbel setzen soll, und man bestimmt einen tag zur ausführung des handstreiches. Es ist auch höchste zeit. Bereits wird die prinzessin auf Gloriants befehl in der „Mahomerie“ mit ihrem heidnischen bräutigam verheiratet. Die befreiung erfolgt jedoch noch am gleichen tage. Aus dem zimmer Flordespines brechen plötzlich die gefangenen vor und metzeln alles nieder, was sich ihnen in den weg stellt. Nur wenige Sarazenen entkommen in die stadt, darunter allerdings der hauptgegner Gloriant, der sofort das schloß zu belagern beginnt. Dem konvertiten Lion gelingt es, sich zu dem in der nähe befindlichen Gaufrey durchzuschlagen und den entsatz herbeizuführen, nachdem zuvor Fromer beim gleichen unternehmen den tod gefunden und Berarts versuch, das wagnis zu bestehen, von der prinzessin verhindert worden ist. Die heiden werden völlig besiegt, und die hochzeit der liebenden findet

statt, nachdem die prinzessin feierlich getauft worden ist. Auch Lion wird natürlich, wie seine herrin, Christ und erhält zur belohnung seiner dienste den ritterschlag. Darauf erfolgt allgemeine heimkehr nach Frankreich.

Dies die geschichte Berarts und Flordespines im ‚Gaufrey'. Die Huon'sche erzählung hat damit den kern gemeinsam. In der tat gehören beide demselben typus der brautfahrtsage an, dem vierten nach Voretzschs einteilung, dessen kern etwa ist: „der held fällt im kampf in die hände der Sarazenen, findet im kerker den schutz und die liebe einer sarazenischen prinzessin und wird mit ihrer hilfe aus der gefangenschaft befreit, worauf er sie heiratet".[1]) Denselben typus repräsentieren außerdem noch ‚Floovant' und ‚Fierabras'. Der ‚Huon' weicht in den einzelheiten durchaus von unserem epos ab. Dies wäre freilich an sich noch kein grund, eine beeinflussung von dieser seite her für unwahrscheinlich zu erklären, da ja, wie gesagt, die grundzüge beider erzählungen gleich sind; allein da die beiden andern epen auch im detail mancherlei anklänge an ‚Gaufrey' zeigen, so werden wir mit mehr recht annehmen, daß unser dichter seine liebesgeschichte nach ihrem vorbild aufgebaut hat. Zunächst zu ‚Floovant'.

Daß wir hier wie dort die Mahometlegende, die züchtigung der götterbilder, den schlangenkerker und die figur des argwöhnischen kerkermeisters antreffen, ist freilich kein beweis für die entlehnung des Gaufreydichters gerade aus ‚Floovant'. Denn da diese vier stücke auch sonst in der altfranzösischen epik ganz gewöhnlich sind, so können sie gerade so gut einer andern chanson de geste entnommen sein. Dagegen ist das gemeinsame vorkommen einiger anderer züge mit sicherheit auf den einfluß des ‚Floovant' zurückzuführen.

In beiden epen wird uns zum teil mit wörtlichen anklängen erzählt, wie die Christen einen trupp Sarazenen ins wasser drängen. Die ganze schilderung ist so ähnlich gehalten, daß wir notwendig eine entlehnung des ‚Gaufrey' annehmen müssen.

---

[1]) Voretzsch, Ep. Stud. I s. 190 f.

Man vergleiche:

Floovant 2142:

De ci que a une eve les anmoinent ferant;
mout laide et mult idouse et mervoile fu granz,
et Sarazins crïer Mahom et Tavergan.
Enz an l'eve se fierent li Sarazins puant;
ainz que il fusent outre en i ot noié tant,
que par desuz les morz an vont li vis flotant.

Gaufrey 10209:

Ferant les ont menez a une eve courant
qui fu grant et hiduse et navire portant;
la menerent paiens moult durement ferant,
mes il n'i ont trouvé ne barge ne chalant;
paien ont reclamé Mahom et Tervagant,
puis saillirent en l'eve mes n'i orent garant,
tout droitement o fons alerent li auquant
et li autre s'en vont en contreval flotant.

Wiederum hat der dichter unseres epos nach seiner art das bild noch breiter ausgeführt, zum teil auch sich wiederholt.

Auch für die liebesgeschichte hat er sich einige züge aus ‚Floovant' geholt. In beiden epen wird der argwöhnische kerkermeister beseitigt, hier von Richier, dem waffenbruder Floovants, dort von Flordespine und ihrem kämmerer Lion. Auch die entschuldigung dieser tat dem heidenkönig gegenüber ist dieselbe: beide, sowohl Richier als die prinzessin behaupten, sie haben den kerkermeister dabei ertappt, wie er eben mit den gefangenen wegen eines gemeinsamen fluchtversuchs verhandelt habe.[1])

Endlich wird uns noch in beiden chansons de geste übereinstimmend erzählt, daß sich die heldin kurz vor der befreiung der gefangenen mit ihrem sarazenenbräutigam in der „Mahomerie" bezw. „Synagogue" vermählen lassen muß.[2])

Unsicher sind die beziehungen des ‚Gaufrey' zum ‚Siège de Barbastre'. Dieses epos enthält zwar ein paar züge, die auffällig an unseres erinnern — so z. b. die jouste des christlichen und des heidnischen liebhabers vor den augen der prin-

[1]) Floovant 1361 ff.; Gaufrey 1928 ff.
[2]) Floovant 1634 ff.; Gaufrey 8541 ff.

zessin nebst einem vergeblichen entführungsversuch des christen sowie den botenritt des konvertiten[1]) —, allein diese wenigen und im übrigen recht nebensächlichen punkte sind nicht ausreichend, um ein sicheres urteil zu fällen.

Dagegen ist der ‚Gaufrey' unbestreitbar stark beeinflußt von ‚Fierabras'.[2]) Dieses epos hat sich unser dichter für seine liebesgeschichte offenbar geradezu zum vorbild genommen.

Auch im ‚Fierabras' behandelt die prinzessin ihren heidnischen verlobten recht schlecht. Im ‚Gaufrey' lesen wir von Maprin:

Gaufrey 1947:

Lors vint pres de la bele, si l'avoit acolee,
ja li ëust la bouche a la soue adesee;
mes la gentil puchele a la paume levee,
en son vis li donna une tres grant paumee
si qu'il en ot la fache vermeille et escaufee!

Darauf fährt sie ihn an:

Gaufrey 1593:

„Fuiez d'ichi, vassal; ne m'aiés adesee
desi qu'a ichele eure que m'aiés espousee
et de la terre Do la couronne apportee" . . .
Maprin en ot grant honte.

Ebenso energisch wehrt sich Floripas gegen die liebkosungen Lucafers.

Destruction 274:

Lucafer passe avant, que l'em quide enbracier,
et Floripas le fiert, que ne l'a guere chier,
de son poign ens es dens qu'ele li fist seignier.
Li rois out moult grant honte . . .
„Vassal", dist Floripas, „or vous trahés arier!
Ensi ne doit hom mie pucele manoier."
Lucafer out grant honte.

---

[1]) Gaufrey 6326 f.; inhaltsangabe des ‚Siège de Barbastre' von Becker im Gröberband s. 257 f.

[2]) Die ‚Destruction de Rome' als eine einleitung zum ‚Fierabras' ist natürlich eingeschlossen.

Auf die vorwürfe ihres vaters hält sie ihm gleichfalls entgegen, sie sollen doch zuerst Frankreich erobern:

„Sire", dist Floripas, „ceo ert au repairier,
quant vous aurés pris France et conquis Montpellier...
donke le prendroi je s'il moi deigne nocier".

Auch die verdopplung des gefangenschaftsmotivs, die wir im ‚Gaufrey' treffen, stammt aus ‚Fierabras'. Wie dort zuerst Doon und Garin und erst am schluß der held Berart selber mit seinen genossen in die hände der heiden fällt, so werden auch hier zunächst Olivier, Guilemer usw. gefangen und eingekerkert, während der held Gui de Bourgogne mit dem rest der pairs erst später nachkommt. In beiden fällen verspürt schon der erste teil der gefangenen den nutzen von der liebe der prinzessin. Alles was sie zu tun haben ist, daß sie versprechen müssen, ihr bei der gewinnung des geliebten — hier Guis, dort Berarts — behilflich zu sein.[1]) Wie Ganelon und Grifon im ‚Fierabras', so rät auch Grifon im ‚Gaufrey', die gefangenen ihrem schicksal zu überlassen und nach Frankreich zurückzukehren, natürlich ohne daß der feige vorschlag durchdränge.[2])

Auch der streit um die ehre der botschaft findet sich im ‚Fierabras' vorgebildet.[3]) Es handelt sich für die eingeschlossenen darum, daß einer von ihnen sich durch das belagerungsheer durchschlägt und die entsatztruppen herbeiholt. Um die ehre dieser botschaft bewirbt sich auch Gui; doch Floripas protestiert dagegen ganz energisch:

Fierabras 3954:

„. . . ja n'en sera pensé,
ains remanrés chaiens trestout a sauveté,
si porrés vostre amïe baisier et acoller".

Wie wir schon oben gesehen (s. 18), findet sich dieselbe szene auch im ‚Gaufrey'.

---

[1]) Fierabras 2236 ff.; Gaufrey 1831 ff.

[2]) Fierabras 4415 ff.; Gaufrey 2239 ff.

[3]) Der zug findet sich freilich auch sonst; z. b. Rolandsl. 244 ff., ‚Ogier' 3571 ff.; allein in der form, daß die geliebte den mann von dem gefährlichen unternehmen abhält, tritt er nur in ‚Gaufrey' und ‚Fierabras' auf.

Endlich ist auch die taufe der Sarazenin und der eindruck ihrer schönheit auf die alten in beiden epen ganz ähnlich beschrieben. Floripas wird entkleidet, und zwar, wie üblich, vor den taufzeugen. So groß ist ihre schönheit, daß, wie es heißt Fierabras 6003:

a mains de nos barons est li talens mués,
l'empereres meïsmes en a un ris jeté;
pour tant s'il ot le poil et canu et mellé,
si ëust il mout tost son courage atorné.

Ganz ebenso ergeht es dem alten Doon bei Flordespines taufe:

Gaufrey 9156:

Pour la biauté de li en fremist tout Doon,
la char li hericha sous l'ermin pelichon;
si avoit il le chief canu tout environ,
mes encor estoit preus et de moult grant renon.

Es wird sich fragen, ob unser dichter das brautfahrtsmotiv rein willkürlich auf Berart de Montdidier übertragen hat oder ob ihm nicht vielmehr gewisse überlieferungen vorlagen, nach denen Berart der held einer solchen liebesgeschichte war. Sicheres können wir darüber nicht behaupten. Allein es ist doch anzunehmen, daß der verfasser unter der einwirkung irgendwelcher traditionen gehandelt hat, wenn er die für die handlung so wichtige rolle des geliebten der heidin nicht Gaufrey, wie man erwarten sollte, sondern Berart zuwies. Das eine ist jedenfalls sicher, daß dieser auch in andern chansons de geste den weibern gegenüber eine ähnliche stellung einnimmt; man braucht ja nur an die ‚Saisnes' zu erinnern, und auch im ‚Fierabras' gilt er als ein gefährlicher bursche.[1])

Die liebesgeschichte selbst ist, von einzelnen entlehnungen aus dem inhaltlich verwandten ‚Floovant' abgesehen, in der hauptsache nach dem muster des ‚Fierabras' gebildet. Damit sind jedoch die beziehungen dieses epos zu ‚Gaufrey' noch nicht erschöpft. Wir finden noch ein weiteres gemeinsames motiv in beiden dichtungen, nämlich die wunderbare heilung des ver-

[1]) Fierabras 2126 f.

wundeten. Da diese wunderkur sich auch im ‚Elie de St. Gille' findet, so ist auch dieses epos in den kreis unserer betrachtung zu ziehen.

Der äußere hergang ist in allen drei fällen gleich: ein christlicher ritter liegt schwerverwundet darnieder und wird von einer sarazenischen prinzessin mit hilfe von zauberkräftigen pflanzen geheilt — Robastre von Fouqueite, Olivier von Floripas und Elie von Rosamonde. Daß frauen medizinische kenntnisse besitzen, wird uns auch sonst vielfach berichtet. Es war im mittelalter durchaus sitte, daß sie sich mit der pflege der verwundeten abgaben. In unserem fall handelt es sich um eine heilung mit hilfe eines zaubermittels. Auch das stimmt ganz zu den anschauungen unserer vorfahren, wonach das weib in weit höherem maße als der mann mit geheimen künsten vertraut ist, jenen anschauungen, die von den frühesten zeiten bis herab auf die letzten jahrhunderte herrschten: man denke an die germanische verehrung der seherinnen einerseits und die verfolgung der hexen andrerseits. Vollends nicht wundernehmen darf es uns, daß solche übernatürliche kenntnisse einer Sarazenin zugetraut werden; denn es ist ja bekannt, in welchem ruf die Araber im mittelalter standen.

Vergleichen wir nun die drei fassungen der erzählung miteinander, so ergibt sich zunächst eine übereinstimmung von ‚Gaufrey' und ‚Elie' gegenüber ‚Fierabras'. In beiden epen fehlt der name der pflanze. Über ihre wirkung erfahren wir im ‚Gaufrey', man könne mit ihr selbst tote wieder ins leben zurückrufen. Im ‚Elie' wird nicht gesagt, wie weit die heilkraft geht, doch ist sie wahrscheinlich von derselben ausdehnung wie die im ‚Gaufrey'; wenigstens dürfen wir das nach der art ihrer herkunft annehmen. Beiden epen ist endlich noch die form gemeinsam, in der das kraut dem kranken verabreicht wird: hier wie dort wird uns übereinstimmend berichtet, die zauberpflanze sei zu einem brei zerstampft und in dieser form dem kranken eingegeben worden. Verschieden hiervon sind die angaben des ‚Fierabras'. Zunächst erfahren wir den namen des kräutleins: „mandagloire". Wir haben es also mit dem alraun, dem *μανδραγόρας* der Griechen zu tun, der von dem

namenlosen lebenskraut der beiden andern epen streng zu unterscheiden ist. Dem tod gegenüber ist der alraun durchaus wirkungslos. In der tat heißt es auch ausdrücklich:

Fierabras 2167: de tous maus fors la mort i troev'on ajutoire.

Man kennt die große rolle, die der alraun als zaubermittel im mittelalter spielte. Nicht nur zu heilzwecken, sondern auch zur erzeugung von reichtum, liebe und fruchtbarkeit pflegte er verwendet zu werden. Wohl infolge der ähnlichkeit der wurzel mit einer menschlichen figur entstand der glaube an die beseeltheit der pflanze. Man ging sogar so weit, männliche und weibliche alraune zu unterscheiden. Bei der seltenheit des krautes und dem wert, den man ihm beimaß, kam es natürlich oft vor, daß gefälschte exemplare umliefen. Über die art und weise der verwendung erzählt uns der ‚Fierabras' ganz kurz,

Fierabras 2209:

(Floripas) vint a la mandeglore, un peu en a osté,
Olivier l'aporta; tantost k'en ot usé,
si sanerent ses plaies, si revint en santé.

Von einer zubereitung des krautes zu einem brei oder einer art trank ist demnach im gegensatz zu ‚Gaufrey' und ‚Elie' nicht die rede, es handelt sich offenbar um ein rein äußerliches auflegen der pflanze auf die wunde. Dies entspricht auch den sonstigen gebräuchen im mittelalter: man erwartete heilung oder irgend eine andere gewünschte wirkung, indem man die wurze auf dem leibe trug.

In betreff des fundorts und der art und weise der beschaffung des zauberkrautes gehen die angaben aller drei chansons de geste auseinander. Der ‚Fierabras' erzählt uns, die prinzessin Floripas habe den alraun künstlich im zimmer gezogen. Offenbar hat der dichter diesen zug erfunden, um damit das tiefe wissen der Sarazenin ins hellste licht zu setzen. Denn nach der gewöhnlichen anschauung ist die erlangung des alrauns ganz entsprechend seinem wert durchaus nicht so einfach. Einmal ist das kraut sehr selten; es wächst meist nur an bestimmten stellen, vor allem unter dem galgen unschuldig gehängter, daher es auch galgenmännlein genannt wird. Ist es also schon an dem ort, wo der alraun gewöhnlich wächst, nicht

recht geheuer, so bedarf es außerdem noch der genauen innehaltung gewisser zeremonien,[1]) um ihn zu pflücken, sonst ist man verloren. Alexander kam auf seinem zug nach Indien, so erzählt uns das Alexanderepos, in die nähe eines waldes, in dem die mandragorawurzel wuchs. Allein kein mensch, heißt es, wagte sie zu brechen, aus furcht vor dem tode.

Der ‚Elie' erzählt uns nicht, wie Rosamonde in den besitz der wunderkräuter gekommen ist. Dagegen erfahren wir, woher sie stammen. Es sind pflanzen, heißt es,

Elie 1447:

que Dieus ot sou ses piés, le glorieus chelestres
quant en crois le leverent la pute gent averse.

Wir haben es also in diesem fall mit einer art reliquie zu tun, vergleichbar etwa dem hl. öl. Wie eine solche legende sich allmählich bilden konnte, ist unschwer zu erklären. Vorhin schon wurde bemerkt, daß man sich den alraun mit vorliebe als unter dem galgen unschuldig getöteter wachsend dachte. Hier nun handelt es sich um den unschuldigsten aller menschen, und so begreift man leicht, wie man darauf kam, den seiner todesstätte entsproßten pflanzen übernatürliche kräfte zuzuschreiben.

Wieder anders ist die geschichte der Gaufrey'schen zauberkräuter. Der dichter berichtet uns ausführlich, wie man es angegriffen habe, um in den besitz der pflanze zu kommen: zu Fouqueites vater Guitant kam einst ein Sarazene und hinterbrachte ihm die nachricht, er habe auf der insel Josua ein greifennest entdeckt. Darauf ging der könig mit einigen begleitern dorthin, und ließ, während der vogel gerade ausgeflogen war, die jungen töten. Als der alte greif zurückkam und seine jungen tot daliegen sah, flog er rasch wieder fort und brachte dann die zauberpflanze mit, durch die er sie wieder ins leben zurückrief. Auch wo das kraut wächst, erfahren wir:

Gaufrey 3908:

En parradis terrestre dont Adam fut getés,
la en est la rachine, ne plus n'en est trouvés . . .
che est la premiere herbe, chen dïent li letrés,

---

[1]) Hermann Grimm, Deutsche Sagen (Berlin 1891[3]) I s. 69 f.

que Damedieu planta . . . .
quant li angre se furent contre li revelés.

Die auffassung, daß der greif durch physische und intellektuelle stärke und schärfe sich auszeichnet, ist uralt. Schon bei den Griechen und Römern galt der fabelhafte vogel als symbol des geheimnisvollen und wunderbaren.[1]) Im übrigen treffen wir die sage vom erwerb des lebenskrautes mit hilfe von tieren noch verschiedenemal in der mittelalterlichen und speziell französischen literatur. Statt der greifen finden wir schlangen und wiesel, die aber, wie der greif, ebenfalls dämonischen charakter an sich tragen. Das wiesel haben wir in der Volsungasaga. Da wird uns folgendes erzählt: Sigmund und sein sohn Sinfjotle jagen als werwölfe. Aus eifersucht beißt der alte den jungen in den hals, so daß dieser schwer verwundet wird. Da sieht Sigmund eines tages zwei wiesel, von denen eines das andre in die gurgel beißt. „Jenes lief zu walde und brachte ein blatt und legte es auf die wunde, und alsbald sprang das andre wiesel geheilt auf.“ Ein rabe bringt dann Sigmund das blatt und er heilt damit seinen sohn.[2]) Auf ganz dieselbe art wie Sigmund durch ein wiesel, kommt Eliduc durch eine schlange in den besitz des lebenskrautes und macht damit seine tote geliebte Guilljadun wieder lebendig.[3]) Ein unterschied zwischen den zwei letzteren erzählungen und der unseres epos fällt jedoch ins auge. Im ‚Gaufrey‘ bekommt der mensch die zauberpflanze mit hilfe einer list in die hand, während sie ihm hier der zufall verschafft. Indessen läßt sich auch zu diesem zug des ‚Gaufrey‘ eine parallele finden. In der bekannten sage von der erwerbung der springwurzel handelt es sich um dieselbe list. Man treibt in die höhlung eines spechtsnestes einen keil ein; dadurch wird der vogel veranlaßt, die springwurzel herbeizuholen, mit der er dann den keil aus dem loch im baum herausprengt.[4])

---

[1]) vgl. L. Seeburg, Die sage von dem greifen bei den alten (Gött. diss.) s. 30.

[2]) Edzardi, Übersetzung der Volsunga Saga s. 32/33.

[3]) W. Hertz, Spielmannsbuch (1900) s. 197f.; ebenda noch weitere beispiele.

[4]) Das nähere s. Grimm, Deutsche Sagen I s. 5.

Soviel über den erwerb der zauberpflanzen im ‚Gaufrey'. Über ihr ferneres schicksal erfahren wir, daß Grifon aus wut über Robastres heilung das ganze kästchen mitsamt den wunderkräutern ins meer geworfen habe:

Gaufrey 3955:

La digneté de l'erbe ens u fons la porta;
or est u fons de l'eve si com l'en dit piecha,
et le jour saint Jehen, ne le mescreés ja,
vient tous jours dessus l'eve . . .

Auf einen ganz ähnlichen zug stoßen wir im ‚Fierabras'. Fierabras trägt an seinem sattel zwei gefäße mit hl. öl.[1]) Alle wunden, die ihm sein gegner Olivier schlägt, bestreicht er mit diesem balsam und wird dadurch sofort wieder unversehrt. Endlich gelingt es jedoch Olivier durch einen glücklichen hieb, die beiden gefäße dem heiden vom sattel loszuhauen und sie, nachdem er sie zuvor selber benutzt, ins wasser zu werfen, wo sie versinken. Dann heißt es von ihnen ähnlich wie im ‚Gaufrey':

Fierabras 1051:

Or n'iert j'amais li feste saint Jehan en esté
k'il ne flote sur l'yawe, c'est fine verités.

Also auch hier haben wir den Johannistag. Daß man versunkene schätze bloß an einem bestimmten, regelmäßig wiederkehrenden tag heben und ebenso verzauberte bloß an diesem bestimmten tag erlösen kann, ist ein in vielen märchen und sagen wiederkehrender zug. Nicht nur blumen, bei denen man ja die entstehung der sage leicht erklären kann (seerose), sondern auch versunkene glocken und andere gegenstände kommen dann an die oberfläche, um sich zu „sonnen", wie der ausdruck heißt.[2]) In unserem fall haben wir alljährliche wiederkehr des glücklichen tages: in beiden epen la saint Jean. Und zwar handelt es sich um Johannes den täufer, dessen geburtstag den angaben der evangelien entsprechend von der kirche sechs monate vor weihnachten festgelegt wurde, also auf den 24. Juni. Dieser tag war aber schon längst als mittsommertag durch allerhand

[1]) Nachgeahmt im Ogier, 11415 ff.
[2]) Simrock, Deutsche Mythologie (Bonn 1874) s. 355.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

abergläubische gebräuche ausgezeichnet gewesen, und die alten sitten blieben auch dann noch an dem tage haften, als er zum geburtsfest des täufers gemacht wurde; ja vielleicht kamen sogar noch weitere aus dem christlichen glauben heraus entstandene gebräuche hinzu.[1]) ‚Fierabras' und ‚Gaufrey' sind nicht die einzigen zeugnisse für den Johannisglauben. Auch im ‚Yvain'[2]) findet sich eine hiehergehörige stelle. Der held bricht zur zauberquelle ebenfalls am Johannistag auf:

Yvain 668: „. . . il i vaudra la voille
monseignor saint Jehan Batiste
et s'il prendra la nuit son giste".

Es wird sich also kaum entscheiden lassen, woher der Gaufreydichter den eben besprochenen zug entlehnt hat: er kann ebensogut aus einer schriftlichen quelle wie aus mündlicher überlieferung stammen. Immerhin ist möglich, daß die geschichte von den ölgefäßen im ‚Fierabras' als muster diente. Was die sage vom zauberkraut betrifft, so hat der ‚Gaufrey' mit ‚Fierabras' nur den äußeren gang der erzählung gemeinsam — ganz abgesehen davon, daß es sich in beiden fällen um verschiedene pflanzen handelt. — Ein einfluß von dieser seite wäre also nur in der form möglich, daß der verfasser durch den ‚Fierabras' den anstoß erhalten hätte, die sage vom lebenskraut überhaupt in die erzählung einzuflechten. Beweisen läßt sich die sache indessen nicht.

Mit mehr sicherheit können wir über die beziehungen des ‚Gaufrey' zu ‚Elie' urteilen. Wir haben bereits oben festgestellt, daß die zwei epen in manchen punkten gegenüber dem ‚Fierabras' zusammengehen. Weitere übereinstimmungen zeigen deutlich, daß unser dichter den ‚Elie' gekannt und benutzt hat.

Die zubereitung der zauberpflanze wird uns hier wie dort ganz ähnlich geschildert:

---

[1]) Es handelt sich da vor allem um die sitte des ‚Johannisfeuers', deren entstehung man vielfach auf christliche anschauungen zurückführt; vgl. indessen G. Bilfinger, Die Johannisgebräuche und ihre entstehung s. 193 der liter. beilage des Staatsanzeigers für Württemberg, jg. 1903.

[2]) Her. von W. Foerster, Halle 1906[3].

Elie 1445.

Rosamonde . . . son ecrin deferme
a ses mains qu'ele ot blances en a
traites II herbes . . .
en un anap de madre les souda la
puchele.
Onques Dieus ne fist home se le col
en traverse
que ne soit aussi sains con li pisson
en eve.

Gaufrey 3924.

(Fauqu.) vint a un escrin et si le
deffrema
et si en trait une herbe qui si grant
bonté a,
qui en ara usé ja mal ne sentira.
En un mortier la trible et si la
destrempa;
puis en vint a Robastre et si li en
donna.
Si tost comme le ber le col passé en a,
il fu sain comme pomme, de chen
ne doutés ja!

Weiter finden wir in beiden epen die szene vom sterbenden ritter und seiner notbeichte. Das bekannteste beispiel ist die stelle in ‚Aliscanz', wo uns Viviens tod erzählt wird; sie hat sicherlich vielen späteren dichtern als vorbild gedient. In unserem fall trifft der junge Gaufrey auf dem ritt nach Monglane unter einem busch einen sterbenden ritter. Auf seine frage teilt ihm dieser mit, die heiden haben ihn so übel zugerichtet; eben führen sie seinen herrn Garin gefangen weg. Darauf fühlt der verwundete den tod herannahen:

Gaufrey 573: Puis a pris III peus d'herbe pour aquemuneison,
en son cors les avale, en son cors le frans hon,
et puis est trespassé, Dex li fache pardon!

Ganz ähnlich findet der zum kampf ausreitende Elie den sohn Amauris todwund auf dem boden liegend. Er erfährt von ihm, daß der kaiser Ludwig in großer not und Guillaume gefangen sei. Im übrigen ist hier die letzte beichte genauer beschrieben. Elie ist es, der sie dem sterbenden abnimmt und ihm dann absolution erteilt, also ein laie an stelle eines priesters:

Elie 243: Il est passés avant, entre ses bras le prist,
prist une feulle d'erbe, a le bouce li mist,
Dieu li fait aconoistre et ses peciés jehir:
L'ame part del mesage, s'est alés a sa fin.

Endlich wäre noch anzuführen, daß sowohl Grifon im ‚Gaufrey' als auch Caifas im ‚Elie' dieselbe ausrede benützen, um sich einem ihnen unangenehmen auftrag zu entziehen. Caifas soll

für seine schwester Rosamonde fechten, die von einem unerwünschten heidnischen freier zum weib gefordert ist; Grifon soll nach Frankreich gehen und ein söldnerheer anwerben. Beide schützen krankheit vor.[1])

Dagegen genügt der ‚Elie' für die erzählung von dem lebenskraut nicht als quelle, denn unser ‚Gaufrey' hat ja, wie wir gesehen, verschiedene angaben, die dem andern epos fehlen, so vor allem die greifenlist. Es läßt sich ebensogut an eine mündliche überlieferung wie an eine schriftliche vorlage, etwa ein volucraire, denken, aus der unser dichter geschöpft hat. Auf orientalischen ursprung der sage deutet die fabelhafte figur des greifen.[2])

Alle die verschiedenen fassungen der sage vom lebenskraut, die wir kennen gelernt haben, gehen, wie Wünsche[3]) nachweist, auf die sage vom lebensbaum zurück, welche wir nahezu bei allen völkern finden. Dieser lebenspendende baum befindet sich im paradies. Wir können nun eine doppelte entwicklung der sage konstatieren. Einmal ist der lebensbaum zu einem lebenskraut geworden; dieses stadium haben wir im ‚Gaufrey', wo im übrigen das paradies als fundort der pflanze festgehalten ist. Zweitens aber brachte man das kreuz des heilands mit dem lebensbaum in verbindung, indem man behauptete, das holz dazu sei vom lebensbaum heruntergeschnitten worden. Wünsche führt eine ganze reihe legenden auf, in denen das kreuzholz Christi als „lignum vitae" auftritt. Hierher gehört im grunde auch der ‚Elie': Wie das kreuz Jesu lebenspendend ist, so auch die pflanzen, die auf der kreuzigungsstätte gewachsen sind. Endlich wird lebensbaum und paradies völlig vergessen; das lebenskraut wächst wie eine gewöhnliche zauberpflanze irgendwo im wald. Diese entwicklung der sage haben wir im ‚Eliduc' und in der Volsunga Saga. —

---

[1]) Gaufrey 4596 ff.; Elie 1539 ff.

[2]) *„en sarrazinois est Durginas appelez"*, bemerkt unser dichter. Dieser name ist entweder von ihm selber oder von seiner quelle erfunden; in den orientalischen sprachen läßt sich das wort nicht nachweisen.

[3]) „Die sage vom lebensbaum und lebenswasser" (Lpz. 1905) s. 1—14.

Die bis jetzt aufgezählten epen kommen für den hauptteil des ‚Gaufrey' in erster linie als quellen in betracht. Es bleiben nur noch einige wenige chansons de geste zu besprechen, denen der dichter kleinere punkte entnommen hat. Diese sollen im nächsten kapitel vollends abgemacht werden. Es handelt sich in der hauptsache um ‚Jehan de Lanson', ‚Renaut de Montauban' und das Rolandslied.

V. Kapitel.

Der rest der epen.

Aus ‚Jehan de Lanson' stammt, wie schon Nyrop bemerkt hat[1]), die kriegslist Robastres, durch welche Greillemont erobert wird. Das original bietet folgende erzählung: Der schloßherr von Lanson ist auf einer kriegsfahrt begriffen. Unterdessen kommen die zwölf pairs vor der feste an und haben lust, das verräternest anzugreifen. Allein die mauern sind stark, und zu einem sturmangriff sind sie zu wenig. In dieser verlegenheit ersinnt der weise Naims eine list. Er schlägt vor, die barone sollen sich eines im hafen liegenden schiffes bemächtigen; einer von ihnen solle sich bewaffnet in einen sarg legen, und dann sollen sie mit einbruch der dunkelheit in langsamem zug, die schwerter unter ihren mänteln versteckt, auf das burgtor losmarschieren unter lautem wehklagen, der grausame Roland habe ihren herrn Jehan de Lanson erschlagen, dessen leiche sie nun heimbringen. Naim's vorschlag wird angenommen, und am abend sind sie glücklich im besitz des schlosses.

Diese erzählung hat der Gaufreydichter als muster für die episode von der eroberung Greillemonts benützt, und zwar hat er sich eng an sein vorbild angeschlossen, wie ein vergleich zeigt (s. oben s. 20). Dabei ist ihm aber eine nachlässigkeit mit unter gelaufen. Im eingang wird uns nämlich erzählt, Gaufrey habe vor der stadt einen Sarazenen getroffen und von diesem erfahren, daß der herr von Greillemont, Guitant, gerade auf

[1]) Storia dell'Epopea francese s. 111.

einem kriegszug gegen Quinart und seine brüder begriffen sei. Aus der unterhaltung mit Gaufrey mußte aber der betr. Sarazene doch ersehen, daß er Christen vor sich habe,[1]) und daß daher ein angriff zu befürchten sei. Trotzdem finden wir in keiner weise, daß dieser seine landsleute irgendwie gewarnt hätte. Auch daran merkt man sofort wieder, daß der dichter entlehnt hat. Denn von den zwölf pairs im ‚Jehan de Lanson' kann es der leser glauben, daß sie ungehindert an die stadt heran und in die stadt hineinkommen konnten; dagegen liegt im ‚Gaufrey' infolge der größe des heeres und der unterhaltung mit dem heiden der fall ganz anders: hier muß die erzählung durchaus den eindruck der unwahrscheinlichkeit hervorrufen.

Schon im altertum begegnen wir verschiedenen sagen, in denen geschildert wird, wie ein belagerer mit hilfe einer kriegslist zum ziel gelangt. Die bekanntesten beispiele sind die sage von der einnahme Trojas durch die Griechen und die von der eroberung Babylons durch Cyrus. Im altfranzösischen epos liegt der vergleich mit dem ‚Charroi de Nimes' am nächsten. Indessen findet sich noch ein älteres zeugnis für das auftreten der eroberungssage im altfranzösischen, das uns in noch höherem maß als der ‚Charroi de Nimes' an die geschichte im ‚Jehan de Lanson' und ‚Gaufrey' erinnert. An einer stelle im Roman de Rou wird uns nämlich von dem normannen Hasting eine ähnliche kriegslist erzählt. Die quelle des Roman de Rou ist die (lat.) chronik Dudos von St. Quentin, die ums jahr 1000 abgefaßt ist. Hasting selber war ein berüchtigter Vikinger des 9. jahrhunderts. Auf seinen raubzügen kam er bis an die etrurische küste und eroberte bei dieser gelegenheit die stadt Luna, die er irrtümlicherweise für Rom hielt. Dieses historische ereignis des jahres 861 wurde weithin berühmt und vielfach besungen, später auch sagenhaft ausgeschmückt. Bei Dudo findet sich zum erstenmal eine schilderung der art und weise, wie Hasting die stadt einnahm. Der schlaue Normanne stellt sich krank und sorgt dafür, daß seine krankheit überall bekannt wird. Kurze zeit nachher läßt er die nachricht verbreiten, er sei gestorben. Einige seiner

[1]) Vor allem, weil schon Gaufreys gruß den christen verrät: „Amis, Jesus te saut, qui le mont estora!" (v. 2177.)

leute kommen nach Luna und teilen dem bischof der stadt mit, ihr führer habe sterbend die bitte ausgesprochen, man möge ihn in geweihter erde beisetzen; dafür wolle er der kirche seine zusammengeraubten schätze vermachen. Der arglose bischof läßt sich täuschen. Die Vikinger tragen die angebliche leiche ihres herrn in die stadt und metzeln alles nieder. — Es hat sogar forscher gegeben, die auch diese list für historisch hielten. Allein wahrscheinlicher ist doch, daß wir es hier bereits mit dem erzeugnis der sage zu tun haben. Die Vikinger waren dafür bekannt, daß sie im kampf zahlreiche listen anwandten, um ihre feinde zu überrumpeln, und so hefteten sich im lauf der zeit an den namen ihrer berühmtesten führer fabelhafte erzählungen, welche diesen charakterzug veranschaulichen sollten (vgl. auch die bekannte sperlingslist in ‚Gormond et Isembart'). Eine solche haben wir wohl auch in der Hasting'schen list zu erblicken.

Die geschichte im ‚Jehan' und ‚Gaufrey' läuft im grund auf dasselbe hinaus: der angebliche leichenzug, der ja das hauptstück der ganzen list ausmacht, findet sich auch hier. Dagegen sind die begleitenden umstände verschieden, und zwar sind sie in der Dudo'schen erzählung einfacher als im ‚Jehan de Lanson'. Das spricht dafür, wenn wir überhaupt eine beziehung zwischen den beiden versionen annehmen, daß der dichter des ‚Jehan de Lanson' die sage von Hastings list gekannt und den veränderten umständen entsprechend — der belagerer ein christ! — weitergebildet hat. An dem verhältnis ‚Gaufreys' zu seiner vorlage ändert übrigens die streitfrage nach der quelle des ‚Jehan de Lanson' nichts: es bleibt bestehen, daß er sie in seiner erzählung von der einnahme Greillemonts in durchaus serviler weise kopierte.

Auch von ‚Renaut de Montauban' ist er beeinflußt. Daß er ihn gekannt hat, unterliegt keinem zweifel. Er weiß die namen der vier Haimonskinder — ihren vater macht er ja zu einem sohn Doons —, er weiß auch, daß Bueves söhne Vivien und Maugis ihre vettern sind, und daß der letztere, „*le bon larron*", wie er ihn nennt, dem kaiser Karl, welcher Renaut widerrechtlich aus Frankreich verbannnt hatte, gar manchen streich spielte.

Im ‚Renaut' lesen wir, daß die vier vertriebenen in den dienst des königs Yon von Gascogne traten und diesem lange zeit hindurch treue vasallen waren. Eines tages jagen die brüder im walde. Da fällt Aalart die günstige lage eines berges auf, an dem er vorbeikommt; er erkennt sofort, daß hier die natur selber einen idealen burgstall geschaffen hat. Die brüder gehen zu Yon und bitten ihn, er möge ihnen zum dank für ihre vieljährigen dienste erlauben, auf diesem berg eine feste burg zu bauen, damit sie sich vor den nachstellungen des kaisers sicher fühlen können. Der ratgeber des königs erhebt einsprache, als er die günstige lage des berges sieht; er fürchtet irgendeine treulosigkeit von seiten der Haimonskinder. Trotzdem bewilligt Yon den brüdern das gewünschte lehen, nachdem sie ihm zuvor feierlich „loyalité" versprochen haben. (Renaut s. 108 ff.)

Diese erzählung hat der Gaufreydichter offenbar auf Grifon übertragen. Der verräter ist auf dem weg nach Frankreich, wo er söldner anwerben soll. Er verirrt sich ein wenig und besteigt einen in der nähe liegenden berg, um sich zurechtzufinden. Wie er droben anlangt, fällt ihm sogleich die günstige beschaffenheit des geländes auf, und er beschließt, sich hier ein starkes schloß zu erbauen. Dazu braucht er die erlaubnis Karls, seines lehnsherrn. So zieht er nach Paris an den hof des kaisers Hier rühmt er seine taten und gewinnt das zutrauen Karls. Er bittet ihn um die erlaubnis, auf dem betr. berg eine burg errichten zu dürfen, die er als kaiserliches lehen besitzen wolle. Trotz der warnung des ratgebers Naims wird dem verräter seine bitte gewährt, worauf er unter lebhafter beteuerung seiner loyalité sich davon macht und Hautefeuille erbaut. (Gaufrey 4821 ff.) — Es verläuft also alles wie im ‚Renaut'.

Einen alten sagenkern anzunehmen, liegt kein grund vor. Der verfasser fand in den ihm bekannten epen zwei schlösser als stammsitz der verräter vor, nämlich Greillemont und Hautefeuille; das erstere vor allem in der ‚Aye d'Avignon', das zweite im ‚Renaut', ‚Gaydon' und ‚Fierabras'; in der letztgenannten chanson de geste ist Hautefeuille geradezu das schlachtgeschrei der Ganeloniden. Die beiden schlösser vererbten sich innerhalb des verrätergeschlechtes vom vater auf den sohn. Unser dichter

ließ in seinem epos den stammvater der ganzen geste, Grifon, auftreten.

Es galt, seine jugendtaten zu erzählen, unter anderem auch, wie er überhaupt in den besitz von Greillemont und Hautefeuille gekommen war. Da hierüber eine tradition nicht vorhanden war, und er selber nicht genug phantasie besaß, etwas eigenes zu erfinden, so entlehnte er die zwei erzählungen aus ‚Jehan de Lanson' und ‚Renaut de Montauban'. Durch die letzte war — nach des dichters ansicht wenigstens — gleichzeitig auch der charakter Grifons gekennzeichnet, ohne daß er sich die mühe zu nehmen brauchte, etwas zu ändern. Freilich erscheint uns die geschichte von Hautefeuille, so wie sie im ‚Gaufrey' steht, durchaus plump und unwahrscheinlich und verrät sich schon dadurch als unecht.

In derselben weise wie bei Greillemont macht uns der verfasser auch bei Roussillon, Nanteuil, Aigremont, Dordonne, Riviers und Vantamise vor, sie seien den Sarazenen abgenommen. Sein verfahren war, wie man sieht, höchst einfach: Viele seiner helden waren nach ihrem herrschaftssitz benannt, so z. b. Girart Doon, Bueve, Aimon, Morant und Renier. Ihre jugendtaten sollte er schildern. Dieser aufgabe glaubte er dadurch zu genügen, daß er bei jedem einzelnen uns die gleiche geschichte erzählte, nämlich wie er in den besitz seiner herrschaft kam; seitdem die helden ihre städte (bezw. länder) von den heiden erobert haben, habe man sie nach diesen städten (bezw. ländern) genannt. In der tat ein sehr bequemes verfahren, diese schwächlichste aller kopierungen der ‚Enfances Guillaume'.

Die weiteren notizen des ‚Gaufrey' über Hautefeuille scheinen dagegen eine anspielung auf eine uns verlorene sage zu enthalten. Nachdem uns der dichter in einer seiner beliebten vorherverkündigungen darüber unterrichtet hat, daß Grifon nach der zeugung des Ganelon das schloß Hautefeuille erbauen werde, fährt er fort:

Gaufrey 2205: mes le roi Kallemaines puis le nom li canja;
Mommeri en Campaigne, ichu nom li donna.

Daraus dürfen wir schließen, daß die burg aus Grifons oder seiner nachkommen händen in die des kaisers überging, ob nun

der frühere besitzer starb oder der waffengewalt weichen mußte. Darauf, daß zwischen Karl und Grifon bald nach der erbauung Hautefeuilles ein krieg entstand, scheint auch die fernere bemerkung des dichters über den verräter hinzuweisen:

Gaufrey 5337:

Puis fist il maint ennui au riche roi Kallon.

Wenigstens berichtet uns der verfasser von Maugis kämpfen gegen den kaiser genau mit denselben worten:

Gaufrey 95:

Maugis . . . qui puis fist tant d'ennui l'emperëor Kallon.

Es erübrigt noch, einiges über die beziehungen unseres dichters zum Rolandslied zu sagen. Daß er es gekannt, ist bei seiner bisher aufgezeigten epenkenntnis und bei der allgemeinen verbreitung gerade dieser dichtung von vornherein anzunehmen. Wir finden denn auch verschiedene anspielungen auf die ereignisse im ‚Rolant'. Zunächst weiß der verfasser selbstverständlich, daß die zwölf pairs durch Ganelons verrat ums leben kamen.[1]) Von einzelnen paladinen, die dort fielen, führt er außer Rolant die zwei söhne Othons, Yvoire und Yon[2]) auf; der tod dieser beiden helden ist uns erzählt Rolandsl. 1895. Endlich weiß er auch, daß Gautier de Hum, den er übrigens zu einem sohn Berarts macht, daselbst umkam[3]) (Rolandsl. 2067 bis 2076).

Bestimmte entlehnungen aus dem Rolandslied können wir unserem dichter nicht nachweisen. Freilich ist damit durchaus nicht gesagt, daß er nicht unter seinem einfluß gestanden wäre. Im anschluß an ‚Rolant' sind ja ganz neue epen entstanden. Auch in formeller beziehung war seine wirkung groß. Ein bedeutender teil der sogen. epischen gemeinplätze hat seine entstehung der beliebtheit und weiten verbreitung, der vorbildlichkeit dieses liedes zu verdanken. Auch der ‚Gaufrey' weist eine ganze reihe von anklängen an das Rolandslied auf, ohne daß wir jedoch bestimmen könnten, ob der dichter direkt von diesem epos beeinflußt ist oder nicht: denn da diese epischen

[1]) Gaufrey 85—88.
[2]) Gaufrey 98/99.
[3]) Gaufrey 9250.

gemeinplätze, wie schon im namen liegt, auch in den übrigen chansons de geste auftreten, so kann er sie natürlich geradeso gut von dorther entlehnt haben. Das eine aber, wie gesagt, ist sicher, daß die meisten auf ‚Rolant' zurückgehen, und insofern sind wir auch berechtigt, dieses lied als quelle unseres ‚Gaufrey' zu bezeichnen, jedenfalls als mittelbare. Von gemeinsamen punkten, um die es sich da handelt, sind anzuführen die träume, der streit um die ehre der botschaft, die bitte um den ersten hieb, die gegenseitigen bekehrungsversuche der kämpfenden helden, der kampf zwischen freunden, der messerwurf nach den boten und andres mehr. Auch die art, wie das Rolandsl. die heiden schildert, — sowohl nach ihrem äußern als nach ihrem charakter — war jedenfalls bis zu einem gewissen maß das muster für die übrigen epen. Endlich erklärt sich die bekannte Mahometlegende, wie Bangert richtig betont,[1]) aus einer stelle im Rolant.[2]) In v. 2590 wird uns nämlich erzählt, daß die heiden ihre götterbilder in einen graben geworfen haben, wo sie von den hunden und säuen zerbissen worden seien. Es scheint, daß diese erzählung erst vom bild auf den lebenden Mahomet übertragen wurde; daneben spielen natürlich noch andre einflüsse herein, so vor allem das verbot der muhammedanisch-jüdischen religion, schweinefleisch zu genießen. Unser ‚Gaufrey' weist beide fassungen auf: in v. 3581 handelt es sich um eine statue, in v. 8725 dagegen um den lebenden Mahomet, als er noch auf erden wandelte.

Auch Rolant v. 1013/14 ist mehreremal nachgeahmt worden. Es ist die stelle, wo die christen ermahnt werden, tapfer zu kämpfen, damit man keine scheltelieder über sie singe. Genau dasselbe sagt auch Berart zu seinen begleitern.[3]) Da aber dieser zug z. b. auch in ‚Aliscanz' und ‚Fierabras'[4]) sich findet, die ja unser dichter beide gekannt und benutzt hat, so können wir nicht entscheiden, aus welcher der drei quellen der dichter ge-

---

[1]) Bangert, Die tiere im altfranz. epos (XXXIV der Ausg. u. Abh.) s. 221.

[2]) Näheres darüber bei Ziołecki, Alixandre dou Pont's Roman de Mahomet, einleitung s. XIX ff.

[3]) Gaufrey 6166/67.

[4]) Fierabras 5351 f.; Aliscanz s. 14.

schöpft hat; die eigentliche quelle freilich ist auch hier wieder das Rolandslied. —

Damit ist wohl die zahl der epen, die unser verfasser für den hauptteil des ‚Gaufrey' verwertet hat, erschöpft. Gekannt hat er freilich noch viel mehr, wie wir aus seinen anspielungen schließen können. So vor allem ‚Doon de Nanteuil', von dem er uns ja ein wertvolles bruchstück erhalten hat. Ferner den ‚Mainet', denn er erwähnt mehreremal Braimants tod durch kaiser Karl (v. 1154, 1533, 8441). An sich wäre es allerdings auch möglich, daß er diese notiz aus ‚Doon de Mayence' bezogen hätte, wo sie mehr als einmal sich findet. Auch den ‚Girart de Roussillon' hat unser dichter gekannt: er erinnert daran, daß jener von Karl vertrieben wurde, Roussillon wieder zurückeroberte und eine zeit lang köhler war (v. 115 ff.). Eine anspielung auf den großen lichtspendenden karfunkel von Roussillon findet sich in v. 4054, wie bereits Paul Meyer festgestellt hat.[1]) Endlich hat er auch ‚Parise la duchesse', ‚Aye d'Avignon', ‚le Chevalier au Cygne' und ‚Anseïs de Cartage' gekannt, wie uns seine anknüpfung an diese verschiedenen sagen zeigt (v. 83—113).

Wie aus den bisherigen ausführungen ersichtlich, besaß unser dichter eine ansehnliche epenkenntnis. Infolge seiner mittelmäßigen begabung war er indessen zumeist nicht imstande, seine vorlagen und quellen selbständig zu verwerten; in der regel kommt er über eine knechtische und ungeschickte nachahmung nicht hinaus. Die haupterzählung des ‚Gaufrey' ist ein aus den verschiedensten bestandteilen mühselig zusammengefügtes ganzes, formell betrachtet eine recht unbedeutende leistung, inhaltlich mit wenig ausnahmen wertlos vom standpunkt des sagenforschers aus, da es beinahe ganz aus plagiaten besteht.

Wir kommen zum zweiten teil unserer aufgabe: zur untersuchung der schlußerzählung. Bei ihr ist die quellenfrage, um dies gleich vorauszuschicken, wesentlich verwickelter als beim hauptroman. Wollen wir einen einigermaßen zuverlässigen ausgangspunkt gewinnen, so haben wir das betr. stück des ‚Gaufrey'

[1]) S. XCIX der einleitung zu seiner Girartübersetzung.

zunächst vom rein formellen gesichtspunkt aus zu betrachten und es mit der haupterzählung zu vergleichen. Dies soll im folgenden kapitel geschehen.

VI. Kapitel.

Die schlußerzählung: formelle betrachtung.

Der inhalt der schlußpartie wurde bereits oben kurz angegeben, auch einiges über ihre stellung innerhalb des ganzen gesagt. Gaufrey ist auch hier der träger der handlung. Aber die andern elf brüder, Garin mit seinen söhnen und Robastre, sowie Berart mit seinen genossen, die doch im vorhergehenden teil eine so große rolle gespielt, fehlen gänzlich. An ihrer stelle sehen wir andre personen in den vordergrund des interesses treten: so den kaiser, der zuvor nur in der episode von Grifons verrat erwähnt wurde; ferner eine ganz neue figur, die marrastre. Zwischen den ereignissen der haupterzählung und denen der schlußpartie liegt ja nach des dichters annahme ein zwischenraum von mehreren jahren. Unterdessen ist das erste weib Gaufreys, Passerose, gestorben, und der dänenkönig hat eine zweite ehe eingegangen. Der sohn der ersten frau, Ogier, der zur zeit, da sich die ereignisse der haupterzählung abspielten, noch gar nicht geboren war, tritt uns hier als junger bursche entgegen. Er ist eigentlich die person, um die sich alles dreht. Die ganze geschichte bricht damit ab, daß die tributfordernden boten Karls geschändet heimgeschickt werden. Daß dies kein richtiger abschluß ist, sieht jeder: in dieser form ist die erzählung unvollständig. In der tat werden wir auch auf eine fortsetzung hingewiesen, und diese fortsetzung ist die ‚Chevalerie Ogier'. In diesem epos erfahren wir gleich am anfang die ankunft der gesandten in Paris und des kaisers rache an Ogier. Daraus ergibt sich, daß wir die schlußerzählung bloß als eine überleitung zu ‚Ogier' aufzufassen haben. Das epos vom vater war erzählt, das vom sohn sollte folgen. Da dieses aber unter andern voraussetzungen anfing als das epos von Gaufrey endete, so galt es, noch eine überleitung zwischen beiden zu schaffen.

Diesem zwecke dienen die letzten 240 verse unserer dichtung, die eigentlich nur ein anhängsel der haupterzählung bilden.

Daher rühren auch zum großen teil die unterschiede, die wir zwischen den beiden teilen des ‚Gaufrey' finden. Im gegensatz zu bisher treffen wir in der schlußpartie auf einmal eine gute komposition. Alle unnötigen seitensprünge fehlen, und in raschem fluß schreitet die handlung bis zum ende fort. Die sache erklärt sich höchst einfach. Der dichter wollte nur noch eine kurze überleitung geben, und so blieb er naturgemäß vor seiner früheren breitspurigkeit und weitschweifigkeit bewahrt.

Auch in der zeichnung der charaktere steht der schlußteil über der haupterzählung. Während wir es zuvor mit farblosen, nach dem schema gezeichneten gestalten zu tun hatten, sehen wir hier wirkliche persönlichkeiten vor uns: Karl, Gaufrey und die marrastre. Jede der drei figuren hebt sich schroff von der andern ab. Sie handeln folgerichtig und rücksichtslos nach ihrer individuellen anlage. Der dichterische wert der letzten 240 verse ist demnach ohne zweifel höher als der des vorhergehenden hauptstücks unseres epos. Jordan hält den kontrast zwischen beiden teilen sogar für so bedeutend, daß er zum schluß kommt, diese 240 verse können gar nicht vom Gaufreydichter stammen; vielmehr seien sie das bruchstück einer verlorenen dichtung über die geiselschaft Ogiers, das der verfasser unverändert herübergenommen habe. Dadurch erklären sich die vorzüge und die sonstige eigenart des Gaufreyschlusses.[1])

Dieses urteil über den dichterischen wert der schlußpartie ist etwas überschwenglich. So vollkommen ist die erzählung denn doch nicht, wie man nach den ausführungen Jordans meinen könnte. Neben den oben aufgeführten vorzügen stehen auch mängel, und zwar mängel in der darstellung, wie wir sie schon im hauptteil häufig gefunden haben. Die erzählung von Gaufreys freiwilliger unterwerfung unter Karl trägt den stempel der erfindung an sich, denn sie erscheint durchaus unwahrscheinlich. Man bedenke: Gaufrey ist hart bedrängt von den heiden. Er schickt an den kaiser einen boten um hilfe. Dieser kommt in

[1]) Leo Jordan, „Die geisel Ogier", Herrigs Archiv bd. 111 s. 324ff.

Paris an und bringt sein anliegen vor. Er erhält die antwort, gegen verpflichtung zu einem jährlichen tribut von vier golddenaren und gegen vergeislung seines sohnes Ogier werde Gaufreys gesuch bewilligt werden. Der bote geht nach Dänemark zurück und Gaufrey erklärt sich mit diesen bedingungen einverstanden. Darauf wird der junge Ogier an den französischen hof geschickt, und erst nachdem er in Paris angelangt ist, fällt es dem kaiser allmählich ein, seine vasallen zu entbieten und sich zur unterstützung des dänenkönigs aufzumachen. In dieser langen zeit, sollte man meinen, wäre Gaufrey von den Sarazenen schon längst vernichtet worden.

Nachdem der feldzug beendet ist, macht sich Karl auf den heimweg. Zuvor aber erinnert er den Dänen noch einmal in überaus schroffer weise an sein versprechen und droht ihm, falls die vier denare nicht bis jahresfrist gezahlt seien, werde Ogier gehängt werden. Dieses mißtrauen erscheint uns durchaus unverständlich; der kaiser hat doch bis jetzt lediglich keinen grund gehabt, an Gaufreys wort zu zweifeln. Wir werden im folgenden sehen, wie sich diese sache erklärt. Zunächst geht aus dem eben gesagten hervor, daß der dichterische wert der schlußerzählung bedeutend niederer einzuschätzen ist, als dies Jordan tut. Immerhin ist er zweifellos höher als der des eigentlichen epos. Dazu kommt noch etwas weiteres.

Es wurde bereits erwähnt, daß die charakterisierung der handelnden personen in den beiden teilen des ‚Gaufrey' verschieden ist. Diese verschiedenheit kommt uns natürlich in den fällen am deutlichsten zum bewußtsein, wo es sich hier wie dort um ein und dieselbe person handelt, die gezeichnet werden soll. Vor allem trifft dies zu für die gestalt Gaufreys, weniger für die des kaisers. Karl verkauft seine hilfe. Von ihm als den berufenen schützer der christenheit sollte man doch erwarten, daß er einem bedrängten glaubensbruder ohne weitere umschweife helfen würde. Freilich tritt uns der kaiser auch sonst in manchen epen als kleinlicher und ungerechter herrscher entgegen, allein so niedrig wie in der schlußerzählung erscheint er uns in keiner zweiten chanson de geste. Zu dem bild, das man sich gewöhnlich von Karl machte, steht die schlußpartie in

direktem gegensatz. Indessen werden wir sehen, daß unser dichter wenigstens einen versuch gemacht hat, das verhalten des kaisers zu motivieren; und auf alle fälle sind wir nicht berechtigt, von einer regelrechten inkonsequenz des verfassers in seiner charakterisierung zu reden. Denn der eine zug, der von ihm in der haupterzählung berichtet wird, wirft nicht gerade ein günstiges licht auf ihn. Gaufrey schlägt einmal vor, man solle den kaiser um verstärkungen bitten, damit sie die befreiung ihrer gefangenen väter ins werk setzen können. Grifon soll daher an den hof gehen und diese bitte vorbringen. Robastre aber rät davon ab; denn, meint er,

Gaufrey 5295:

„Kalles a avec li maint couart chevalier
tost les fera Grifon vostre frere baillier".

Dieses benehmen ist fast ebenso verwerflich wie die verschacherung seiner hilfe. Außerdem hat der dichter versucht, Karls harte forderung einigermaßen zu motivieren. Arglos hat der kaiser einst den bösen Grifon zum maréchal der Champagne gemacht und ihm erlaubt, das feste schloß Hautefeuille zu bauen. Und nun merkt er zu spät,[1]) daß er von ihm hinters licht geführt worden ist. Grifon ist freilich ein verräter, den auch seine eigenen blutsverwandten hassen, aber schließlich sind sie eben doch alle von derselben rasse, von Gaufrey bis herab zu Grifon. Es sind lauter störrige gesellen, diese Doonkinder: da ist Bueve und Girart, Aymon und seine vier söhne. Keiner der Dooniden wird sich gutwillig unter Karls herrschaft beugen, so wenig wie einst ihr vater: das macht der unbändige stolz, der der ganzen sippe eigen ist. Auch Gaufrey ist nicht aus der art geschlagen. Naims bemerkt über ihn:

Gaufrey 10485:

„et . . Gaufrey a moult la char hardie
et s'a assés en li orgueil et estoutie".

Dieser Gaufrey, der bruder des Grifon, dessen treulosigkeit eben ans licht gekommen ist, verlangt nun hilfe von Karl, der

[1]) Es ist sicherlich kein zufall, daß Karl gerade in dem augenblick, wo Gaufrey um hilfe bittet, die treulosigkeit seines bruders entdeckt; vgl. v. 10484 über Grifon, 10485 ff. über Gaufrey.

ihn einst zum ritter geschlagen und ihm ein sarazenenlehen verliehen hat. Da wird es doch gut sein, man läßt sich vorher eine bürgschaft geben, daß Gaufrey in zukunft ein treuer vasall sein wird, nicht daß es bei ihm ebenso geht wie bei seinem bruder. Darum folgt Karl dem rat des weisen Naims.

Auch Gaufreys handlungsweise ist verwerflich, wenn auch durch die harte forderung des kaisers etwas entschuldigt. Er zeigt sich roh, hinterlistig und treulos. Hält man die haupterzählung daneben, wo er als das ideal eines christlichen ritters erscheint, grimmig gegen die heiden, edelmütig gegen die christen, uneigennützig gegenüber seinen brüdern, so läßt sich ein größerer gegensatz gar nicht denken. Was ist die ursache dieser unvermittelten charakteränderung? Am einfachsten wird sie erklärt durch die annahme, daß die schlußpartie nicht vom dichter des eigentlichen epos geschaffen worden ist, sondern aus irgendeiner quelle stammt, von wo sie der dichter unverändert herübernahm. Soweit stimmen wir also mit Jordan gänzlich überein. Eine andere frage ist freilich die, ob wir als mutmaßliche quelle das von Jordan postulierte angebliche lied über die geiselschaft Ogiers betrachten wollen oder nicht.

VII. Kapitel.

Die quellen der schlußerzählung.

Man hat bisher allgemein angenommen — ohne dies freilich im einzelnen zu begründen — daß unser dichter den letzten teil seines epos, die überleitung zu ‚Ogier', nach den angaben dieser chanson de geste verfertigt hat. In der tat ist ja dies die einfachste und nächstliegendste erklärung; Jordan hat sie aber als angeblich unmöglich zurückgewiesen und an ihre stelle seine theorie von dem lied über die geisel Ogier gesetzt. Sind Jordans einwände als berechtigt anzuerkennen oder nicht?

Vergleichen wir die beiden erzählungen des Gaufreyschlusses und Ogieranfangs miteinander, so springt sofort ihre verwandtschaft in die augen. Hier wie dort haben wir denselben gegenstand und dieselben handelnden personen. Auch

deren charakterisierung ist völlig gleich. Karl und Gaufrey erscheinen in der ‚Chevalerie' genau in demselben ungünstigen licht wie im ‚Gaufrey'. Der kaiser ist eigensinnig, ungerecht und hartherzig; alle sympathie des dichters und des lesers steht auf seite seines gegners. Dasselbe ist zu bemerken über die figur des dänenkönigs. Wir erfahren, daß er sein wort gebrochen und die gesandten, die ihn darob zur rede stellten, noch obendrein schwer beleidigt hat. Danach erzeigt er sich als treulosen und rohen barbaren, zudem als unselbständig, da er sich von seinem weib Belissent leiten läßt. Diese selbst ist hier wie dort gleichermaßen abstoßend gezeichnet. Um ihren stiefsohn Ogier zu verderben, reizt sie ihren gatten zum treubruch gegen den kaiser auf. Die einfachste erklärung dieser auffallenden übereinstimmung ist natürlich die, daß wir annehmen, der Gaufreydichter hat die drei figuren aus ‚Ogier' übernommen. Wenn sie also schärfer umrissen sind als die farblosen gestalten der haupterzählung, so ist dieses verdienst lediglich auf rechnung der quelle zu setzen: unser dichter brauchte an ihnen nichts zu ändern. Tatsächlich hat er sich auch darauf beschränkt, ab und zu einen kleinen zug hinzuzufügen, vor allem in der zeichnung der marrastre. Er erzählt uns, wie sie es angreift, Ogier ins verderben zu stürzen. „*Wenn du die vier denare zahlst*", sagt sie zu Gaufrey, „*so bekennst du dich damit als serf*". Die bedenken ihres gatten wegen des verlustes von Ogier beschwichtigt sie unter hinweis auf ihre schwangerschaft mit folgenden worten:

Gaufrey 10595: „ne vous caille d'Ogier fache ses volentés,
nous aron des enfans largement et assés".

Beides, die stellung der frau als „intrigantin" und dieser rohe ausspruch, meint Jordan, weisen die entstehung des schlusses einer barbarisch realistischen periode zu; der dichter des 14. jahrhunderts, also einer höfisch-romantischen periode, habe unmöglich diesen zug erfinden können. — Dieser schluß geht wohl zu weit.

Die argumentation der stiefmutter ist die: Laß das eine kind ruhig fahren, wir werden ja andere haben. Gewiß ein roher zug. Aber einmal müssen wir bedenken, daß das mittel-

alter in diesen dingen doch wesentlich realistischer dachte als wir. Dann aber kommt noch etwas weiteres hinzu. Es ist ja die marrastre, in deren mund diese worte gelegt sind, und den stiefmüttern wird in der sage alles zugetraut. Es kommt ihnen gar nicht darauf an, die aus der ersten ehe ihres mannes stammenden kinder um ihrer eigenen willen zu mißhandeln, um ihr erbe zu bringen oder gar zu töten. Im übrigen finden wir nicht ganz die gleiche, aber immerhin eine ähnliche anschauung auch in der ‚Chevalerie'. Ogier verlangt die auslieferung Kallots, um sich für den tod Baudouins zu rächen; eher werde er nicht gegen die heiden fechten. Der alte Naims redet dem kaiser zu, im interesse der christenheit Ogiers forderung zu erfüllen; er könne sich ja leicht wieder verheiraten und neue kinder zeugen:

Ogier 10819:

„a, gentis roi! car li livrés erant;
si reprens feme, tost aras autre enfant".

Womit freilich nicht gesagt sein soll, daß der Gaufreydichter gerade durch diese stelle inspiriert worden sei. —

Die charakterisierung der handelnden personen ist also in beiden epen gleich. Ebenso ein großer teil dessen, was uns von diesen personen berichtet wird. In der ‚Chevalerie' erfahren wir folgendes:

Ogier weilt als geisel am französischen hof:

Ogier 4: . . . Ogier li duc de Danemarche,
si com ses peres le laissa en ostage.

Man pflegt eine geisel zu fordern als vorzüglichste sicherheit für eine verpflichtung. Wird diese nicht erfüllt, so hat der geschädigte das recht, sich an der person des vergeiselten schadlos zu halten. Gaufrey hat seinen sohn an Karl vergeiselt. Das beweist, daß er dem kaiser gegenüber gewisse verpflichtungen hat, für deren erfüllung Ogier haftet. In der tat erfahren wir auch, worin sie bestehen. Direkt gesagt wird es uns freilich nicht, wenigstens nicht im eingang des ‚Ogier'; aber wir erschließen es indirekt aus der antwort, welche Karls gesandte von Gaufrey mitbringen:

Ogier 20: „il ne vos doit, che dit, foi ne homage".

Gerade das, was der Däne bestreitet, schuldet er dem kaiser, foi und homage; beides die bekannten ausdrücke für die pflichten des vasallen gegenüber seinem lehensherren, oft auch des unfreien hofbesitzers gegenüber seinem grundherrn. Karl hat gesandte an seinen untergebenen geschickt:

Ogier 10: a tant es vos quatre de ses messages
c'ot envoié Gaufrois de Danemarche . .

zweifellos mit dem auftrag, dem säumigen seine verpflichtungen vorzuhalten; wenigstens können wir dies aus der antwort Gaufreys (v. 20) ersehen. Einen erfolg hat also die botschaft nicht gehabt. Im gegenteil: statt den forderungen der gesandten nachzukommen, hat der stolze dänenkönig zu seinem ungehorsam noch grimmigen spott gefügt, den zwar die gesandten zu spüren bekommen haben, der aber damit indirekt gegen den kaiser selbst gerichtet ist. In kläglichem aufzug erscheinen sie vor Karl:

Ogier 12: corones orent, s'ot cascuns rés la barbe
e les grenons, le menton e la face.

Durch diese tat hat Gaufrey das leben seines sohnes auf das schwerste gefährdet; denn der vergeiselte wird der erste sein, den Karls rache trifft. Es muß also wohl ein triftiger grund sein, der den könig alle vaterliebe so vergessen läßt, daß er den unschuldigen Ogier preisgibt. In der tat unterrichtet uns auch der dichter über seine motive: er handelt unter dem einfluß von seiner gattin Belissent, Ogiers stiefmutter. In der berechnung, daß jede beleidigung von seiten Gaufreys auf die geisel zurückfallen muß, stachelt sie ihren gemahl auf, sein wort zu brechen:

Ogier 115: „Tot che refait Belissent au vis cler,
c'est ma marrastre, Dex li puist mal donner!
per ce fist-ele vos homes vergonder".

Dies ist die erzählung von Ogier geiselschaft so wie wir sie den angaben der ‚Chevalerie' entnehmen können. Alle punkte, die sie enthält, treffen wir auch im ‚Gaufrey' an.[1]) Doch ein unterschied besteht zwischen den beiden versionen. Im ver-

[1]) Nur fehlt der name der stiefmutter, Belissent.

hältnis zum ‚Gaufrey' ist die erzählung des ‚Ogier' gedrängt, ja dürftig. Die einzelnen glieder sind zuweilen ungenügend miteinander verknüpft; manchmal müssen wir ergänzen, erraten. Über das verhältnis von Karl zum dänenkönig, über den einfluß der Belissent, über die absendung der boten und ihre beschimpfung orientiert uns der dichter mit hilfe weniger zeilen, während uns das alles im ‚Gaufrey' behaglich ausgeführt und in zeitlicher reihenfolge geordnet entgegentritt. Auf diesen unterschied sind wir freilich bei der verschiedenen stellung, welche die geiselschaft hier und dort einnimmt, völlig gefaßt. In der ‚Chevalerie' ist sie ein nebenmotiv, der dichter gleitet möglichst rasch über sie hinweg, um zu seiner eigentlichen erzählung zu gelangen. Im ‚Gaufrey' dagegen kommt ihr eine selbständigere bedeutung zu, hier steht sie im mittelpunkt des interesses. Dort ist sie bloß hintergrund zu einem gemälde, hier dagegen bildet sie selber das sujet zu einem gemälde. Beidemal aber ist es derselbe gegenstand, den wir erblicken.

Indessen finden sich doch auch sachliche unterschiede. Der ‚Gaufrey' hat einige punkte, die der ‚Chevalerie' fehlen. Woher stammen diese?

So erfahren wir z. b., daß der dänenkönig jährlich vier denare an den kaiser zu zahlen hatte. Davon steht im ‚Ogier' vorn nichts; da ist bloß die rede von foi und homage, also ganz allgemein eben von einem untertänigkeitsverhältnis. Bevor wir daran gehen, die bedeutung dieser vier denare näher zu analysieren und die quellenfrage aufzuwerfen, wird es wünschenswert sein, zum zweck besseren verständnisses verwandte stellen aus altfranzösischen epen zum vergleich herbeizuziehen und etwas auf die rechtlichen verhältnisse und anschauungen einzugehen, die sich darin widerspiegeln.

Zunächst über das vorkommen der vier denare in den chansons de geste. Wenn wir die einzelnen stellen[1]) nach der verschiedenartigen verwendung der vier denare unterscheiden, so können wir sie alle in folgenden gruppen unterbringen:

1. Der besiegte zahlt vier denare als tribut.

---

[1]) Die von Jordan schon angeführten sind mit * bezeichnet.

Hiefür finden sich zahlreiche beispiele. Wir treffen diese form ein paar mal im ‚Huon'. Der riese Orguilleus prahlt dem titelhelden gegenüber:

Huon 5040: „il n'a paiien, Sarrasin ne Escler, . . .
qui ne me doive IIII deniers d'or cler.
Jou encaçai Gaudise l'amiré . . .
il est mes hom tous liges racatés,
si me donna un bon anel d'or cler
en droit servaige, de son cief racaté".

Einige zeit darauf fordert der bruder des erschlagenen riesen, Agrapart, den admiral Gaudise auf, ihm einen oder zwei kämpfer entgegenzustellen. Der zweikampf solle dann über die herrschaft entscheiden:

*Huon 6346: „et se je puis le vostre (champion) conquester,
vous me rendrés IIII deniers d'or cler,
et a tous jors mes liges hon serés!"

Wenn sich demnach die heiden nicht scheuen, einen glaubensbruder die vier denare zahlen zu lassen, so wird es ihnen vollends ein vergnügen sein, einem besiegten Christen diesen tribut aufzuerlegen. Freilich läßt es der nationalstolz der dichter nie zu, daß dieser fall je praktisch wird. Gewiß, die Christen können eine schlacht verlieren; aber dann ist entweder verrat im spiel, oder es liegt eine verschuldung auf ihrer seite vor. Auf alle fälle steht es nicht lange an, so wetzen sie die scharte durch einen um so glänzenderen sieg wieder aus. Zu einer dauernden, durch die abgabe von vier denaren charakterisierten abhängigkeit der Christen von den heiden kommt es nie; die chansons lassen es immer mit der bloßen gefahr einer solchen schmach bewenden. So wird uns oft erzählt, wie die sarazenenführer prahlen, sie werden die christen besiegen und ihnen den tribut aufnötigen. Hieher gehört eine stelle in der ‚Destruction de Rome'. Da schwört Laban:

Destruction 148: „ains fera as François lour servage doner,
IIII deniers par an pour lour chiefs rachater,
ensi les vaura il du tot disheriter".

Einen ganz ähnlichen fall treffen wir im ‚Fierabras'. Hier ruft Brulant vor der schlacht:

*Fierabras 5605: „François cevauceront a la nostre contree,
de IIII deniers d'or la teste racatee".

Das gegenstück dazu haben wir im ‚Gui de Bourgogne'. Da zieht der junge Gui mit seinen genossen an den hof des sarazenenfürsten Huidelon de Montorgueil. Sie dringen in den palast des königs ein und fordern ihn alle nacheinander unter schrecklichen drohungen auf, er solle sich Karl unterwerfen. Als die reihe an Estout kommt, erklärt er dem heiden, das gescheiteste für ihn sei es, sich gutwillig taufen zu lassen. „*Solltest du das aber nicht tun*", fährt er fort, „*so*

*Gui de Bourgogue 1926:
„fai donc une grant bourse entor ton col noër
et par non de servage li venras aporter
et fai IIII deniers en la bourse poser".

2. Ein Teil der Franken zahlt die vier denare

a) *als regelmäßige abgabe an den kaiser, neben der beteiligung am kriegsdienst.*

Das bekannteste beispiel für diese art der verwendung sind die ‚Saisnes'. Die steuer ruht bloß auf einem teil der stämme; die Herupois sind frei von ihr. Da beklagen sich nun Bueve d'Aigremont und Guillemer l'Escot:

Saisnes 366: . . . . „molt nos doit anuier
que tant nos vieut cist rois pener et travillier
et si sont en no terre pris li IIII denier,
se li randons treü et somes chevagier".

Auch dem papste gegenüber weisen sie auf die ungerechtigkeit dieser besteuerung hin.

Saisnes 394: „Apostoiles", fait il, „vers nos a tort cist rois
qui servise et chevage nos requiert tante foiz;
dou chevage est pechiez, et dou servise droiz".

Sie werden Karl so lange den gehorsam verweigern, bis er diese steuer auch den Herupois auferlegt habe. Der kaiser gibt ihrem verlangen nach, und die Herupois werden davon in Kenntnis gesetzt, daß sie von jetzt an ebenfalls ihre vier denare zu zahlen haben:

Saisnes 582: „Karles mande et commande que trëu li rendon
chacuns IIII deniers sans lais et sans pardon;
ou chascuns li guerpisse sa terre et sa maison".

Gegen eine solche abschaffung ihrer alten vorrechte protestieren diese aber auf das kräftigste.

Saisnes 757: „car ainc ne li randismes costume nule foiz
chevage ne paage fors que noz aciers froiz".

Sie bringen dann als tribut vier stählerne denare auf der spitze ihres speeres. Karl muß von seinem vorhaben abstehen, und froh verkündet der bote seinen landsleuten:

Saisnes 965: „Ja," se dist, „en Herupe n'avra serf ne ancele
tout le chevage atorne sor tranchant alemele".

Auf gleichen widerstand wie hier stößt der kaiser mit dieser steuer im ‚Guillaume au Court Nez'. Du Cange zitiert daraus (II, 132 bei chevage) eine stelle, die viel ähnlichkeit mit einer aus den ‚Saisnes' hat:

„or service et chevaige deus cent requiert tant fort,
du chevaige est pechiés, mais du service est drois".

Also wörtliche übereinstimmung mit dem protest der steuerzahler vor dem papst.

b) *als strafe für heerflucht.*

Jordan zitiert Otinel 687. Der kaiser karl entbietet sein heer.

*Otinel 687: Par sun empire tramet ses messagers
ke ne remaine neïs uns chevalers,
ne ume a pié ne sergent n'arblaster,
ki dunt n'i vienge; e qui ne poet aler
a seint Denise rende quatre deners.

Man kann sich fragen, ob wir es hier unbedingt mit heerflucht und deren bestrafung zu tun haben. Jedenfalls könnte man die vier denare auch als heersteuer fassen: wer durch echte not verhindert ist, dem heerbann zu folgen, der soll dafür zu einer pekuniären leistung herangezogen werden; das nächste mal kann er dann wieder als freier mann seinen verpflichtungen mit der waffe in der hand nachkommen. Deutlicher ist eine stelle im ‚Aubri', die wieder in Du Cange verzeichnet ist (II, 132):

Et dist le rois: „Ne lor celez vo ja,
qui n'i venra jamais m'amour n'aura,
il et ses hoirs toujours cuivers sera
et de chavaige IIII deniers donra."

Von herislitz und deren folgen für den betreffenden erfahren wir auch im ‚Gui de Bourgogne'; die vier denare werden allerdings nicht ausdrücklich erwähnt. Da wird uns folgendes erzählt: Seit 27 jahren befindet sich Karl mit seinem heer in Spanien. Ein teil der leute will endlich heim. Der kaiser stellt es den kriegsmüden durchaus frei, umzukehren, versäumt indes nicht, sie auf die folgen einer solchen heerflucht aufmerksam zu machen:

Gui de Bourgogne 179:
„qui or s'an veut en France ariere retorner . . .,
il et touz ses linages sera sers racheté,
touz les jors de sa vie sera il sers clamé."

4700 sind trotzdem umgekehrt, Gascogner und Angeviner:

ib. 183: Et Karles l'emperere les a tous anbrevez;
ileuc furent li sers premerain contrové.

Eine weitere stelle findet sich noch im ‚Anseïs de Cartage', v. 9331 ff.

Welche rechtlichen verhältnisse spiegeln sich nun in diesen verschiedenen angaben der chansons de geste wieder?

Schon in der fränkischen zeit finden wir eine abgabe von vier denaren: es ist dies der kopf- oder vogtzins. Er wird bezahlt von den freien.[1]) Nur die *franci*, die vollfreien, sind von dieser steuer ausgenommen. Trotz des namens, der darauf hinzudeuten scheint, gehören zu dem stande der vollfreien nicht bloß Franken und auch nicht alle Franken. Außer den steuerzahlenden freien sind in verschiedenen teilen des reichs auch die unfreien hofbesitzer verpflichtet, diesen kopfzins von vier denaren zu zahlen. Ja die besitzer von mansi serviles heißen geradezu fiscalini.[2]) Endlich wurde auch die bevölkerung, welche die erobernden stämme im lande antrafen, zum teil in diese

[1]) Ernst Mayer, Deutsche und franz. Verfass.-Gesch. I s. 38 ff. (Leipzig 1899).

[2]) Mayer a. a. o. s. 42.

minderfreie stellung herabgedrückt. Die *Liten* in Sachsen, die „*Romani*“ in Süddeutschland und Frankreich gehörten dem stand der zinszahler an. Dagegen blieben die Goten in Südgallien frei: sie hatten bloß kriegsdienste zu leisten wie die Franken alle. Im übrigen unterscheidet sich die stellung dieser dritten klasse wesentlich von der der zwei ersten, indem nämlich ihr zins nicht notwendig an den könig, sondern ebenso oft an irgend einen privatherren fällt.[1])

Ein übertritt aus der klasse der vollfreien, der franci, in die der zinszahlenden minderfreien hatte eine diminuto capitis zur folge. Diese versetzung in einen niedrigeren stand tritt auch als strafmittel auf. Im friesischen recht sinkt der etheling, der herisliz begeht, zum friling herab.[2]) Auch kam es vor, daß besiegten königen ein kopfzins auferlegt wurde. Der kaiser Nicephorus war von dem Araberfürsten Aaron besiegt worden und mußte nun versprechen, daß er diesem alljährlich außer einem tribut von 300 000 denaren noch speziell einen kopfzins von je drei denaren für sich und seinen sohn zahlen werde.[3])

Wo der kopfzins einen bis dahin freien mann trifft, wird er als zeichen der knechtschaft empfunden, obgleich der zinszahler über den eigentlichen leibeigenen steht. Darum wehrt sich auch jeder gegen diese degradierung. Es wird uns von versuchen der Merovinger berichtet, die dahin gingen, den freien Franken jene steuerpflicht aufzunötigen; sie scheinen indessen infolge des hartnäckigen widerstandes, den sie fanden, fehlgeschlagen zu sein.[4])

---

[1]) Mayer I s. 47.

[2]) Philipp Heck zitiert in seinen „Beiträgen zur rechtsgeschichte der stände im mittelalter“ I (Halle 1900) s. 49 eine stelle aus dem Fivelgoer landrecht; es heißt da: „Thi broder flach uta londe, thi other leth syn lyf to der londwere; tha se wither komen, tha hete thi etheling, ther thet ethele werde ende kayde; thi other het friling, thi achte nen ethel, alderumbe thet hi flach uta londe“.

[3]) Alberich von Troisfontaines in MG. SS XXIII s. 722: „Aaron, dux Arabum, cum eo dimicans illem exsuperavit, unde ei Nicephorus persolvebat tricenalia numismata et 300000 numismatum et tria numismata in tributum capitis imperatoris et tria pro capite filii sui.“

[4]) Waitz, Verfass.-Gesch. II, 2 s. 266, 272—274.

Allein die verhältnisse änderten sich in der nachkarolingischen zeit. Das aufkommen der reiterheere hatte eine vollkommene verschiebung der stände zur folge. Die zahl der freien bauern schmolz immer mehr zusammen. Ein teil von ihnen trat in den dienst der großen herren; aus diesen ministerialen entwickelte sich der niedere adel. Ein anderer teil von ihnen wollte oder konnte keinen reiterdienst leisten; so zogen sie vor, sich in die schutzuntertänigkeit irgend eines geistlichen oder weltlichen großen zu begeben. Sie genossen seinen schutz und zahlten ihm dafür einen jährlichen zins. Die höhe dieser abgabe war verschieden; in der regel aber war sie sehr niedrig bemessen, zuweilen ging sie sogar auf einen einzigen denar pro jahr herab. Der materielle nutzen, den dieser census dem herrn einbrachte, war also nicht sehr groß, wie man sieht. Sein hauptzweck war eben, ein stetes beweismittel für das abhängigkeitsverhältnis zu bilden: er war das merkmal der botmäßigkeit. Das geht schlagend hervor aus der art, wie der akt der selbstverknechtung und ebenso auch der der freilassung vollzogen zu werden pflegte. Der freizulassende bot seinem herrn einen denar an, den ihm dann dieser aus der hand schlug. Der sinn der handlung ist klar: Der unfreie bringt den zins, den er seinem herrn schuldet. Der herr aber weist den denar zurück und gibt dadurch zu verstehen, daß der mann von nun an seiner zinspflicht ledig, also frei ist. Ursprünglich galt diese „*manumissio per denarium*“,[1]) das ist klar, nur für censualen, und nicht für knechte, denn diese hatten ja kein eigenes vermögen, konnten also auch keinen zins zahlen. Die rechtliche bedeutung der manumissio per denarium war demgemäß die, daß der halbfreie zinsmann in den stand der vollfreien, der steuerfreien vorrückte. Im laufe der zeit freilich wurde diese form auch zur freilassung von servi verwendet, obwohl bei ihnen die beförderung gerade darin bestand, daß man sie in den stand der censualen vorrücken ließ, also sie zu zinsmännern machte. Das gegenstück zu der eben beschriebenen freilassung durch schatz-

[1]) H. Brunner, Die freilassung durch schatzwurf s. 55 in „Histor. aufsätze zum andenken von Waitz“.

wurf bildet die selbstverknechtung per denarium. In Frankreich betrug der zins vielfach vier denare. Die selbstverknechtung eines freien bestand nun darin, daß er sich vier denare auf den kopf legte und sich so seinem Herrn ergab. Du Cange hat dafür folgendes beispiel: „Stephanus . . . recognovit se male egisse, venit in capitulum (er ist schutzuntertäniger eines klosters) . . et dedit recognitionem suam, scilicet secundum consuetudirem imposuit super caput suum IIII denarios et per illos tradidit se sancto Martino et monachis eius“ (III, 60)[1]. Wiewohl nun dieses abhängigkeitsverhältnis von dem eines leibeigenen durchaus verschieden ist, so ist doch oft die rede von *servus* und *ancilla,* und ausdrücke wie „*eruit se libertate sua et fecit se ipsum mancipium ecclesiae*“ oder „*subdiderunt se eidem ecclesiae servili iure*“[2] beweisen, daß man die ergebung von freien als eine freiheitsentäußerung betrachtete. Umgekehrt bedeutete es, wie schon oben ausgeführt, für die servi eine freilassung, wenn man sie zu zinsleuten machte. Dies kam sehr häufig vor. Besonders gerne schenkte man solche „liberti“ an eine kirche oder an ein kloster, natürlich in der hoffnung, damit das seelenheil zu erwerben. Hier tritt also der zins geradezu als preis, als merkmal der freiheit auf. So heißt es z. b. in den urkunden: „*V denarios in testimonium libertatis suae tradant*“ oder „*V denarios libertatem suam redimendo tribuant.*“[3] Diese aus dem leibeigenenstand zu zinszahlern erhobenen freigelassenen heißen auch sinngemäß „colliberti“, besonders in Frankreich. Indessen wird die ursprüngliche bedeutung des wortes bald vergessen. Daß der collibertus früher einmal servus war, ist nun nicht mehr nötig. Die ganze klasse der zinszahler wird eben als eins betrachtet, gleichgültig ob einer libertus oder sohn eines censualen oder verknechteter ist. Die ausdrücke wechseln daher häufig: wir finden *mancipium, servus, ancilla, libertus, collibertus*[4] usw. ohne unterschied neben-

[1]) Weitere stellen vom jahr 1100 und 1102 bei Brunner a. a. o.

[2]) Die beispiele sind genommen aus Waitz, Verfass.-Gesch. V² s. 243 anm. 6.

[3]) Waitz a. a. o. V² s. 236 anm. 2.

[4]) Über die verschiedene erklärung von collibertus s. Achille Luchaire,

einander; alle bedeuten sie eben schutzhöriger. Das merkmal dieser abhängigkeit waren (besonders in Frankreich) die vier denare, und wegen dieses rekognitionszinses heißen die schutzhörigen auch schlechtweg „*homines quatuor nummorum*“.

Soviel über die bedeutung der vier denare im recht. Um den königszins handelt es sich offenbar in den ‚Saisnes‘ und im ‚Guillaume au Court Nez‘. Jordan sieht wohl mit recht in dem anfang des Sachsenepos eine historische erinnerung. Der kaiser verlangt widerrechtlich von steuerfreien kriegern die vier denare; die betroffenen wehren sich aber mit erfolg dagegen, daß man ihnen solch ein chevage, das zugleich ein servage ist, auferlege.

‚Aubri‘ und ‚Gui de Bourgogne‘ lassen sich mit dem friesischen recht vergleichen. In beiden fällen sinkt der heerflüchtige freie in den stand der halbfreien zinszahler herab.

Endlich zur dritten gruppe; ‚Huon‘, ‚Destruction-Fierabras‘. Der besiegte zahlt dem sieger alljährlich vier denare „*pour le chief racheter*“. Die abgabe heißt *chevage, servage, trëu, louier*. Der diesen tribut gibt, ist *sers* (*rachetés*), *chevagier, cuvers, hom* (*liges*), *sougis* seines herrn. In dieser verwendung der vier denare als symbolischer abgabe eines unterworfenen — herrschers oder volkes — erblickt Jordan eine erinnerung an die fränkische zeit (Liten, Romani). Indessen ist auch eine andere erklärung möglich. Die vier denare waren das ganze frühe mittelalter hindurch das kennzeichen der schutzhörigen. Noch im 12. jahrhundert werden uns selbstverknechtungen bezeugt und immer spielen die vier denare eine bedeutsame rolle dabei. Waren sie demgemäß das allbekannte merkmal des unfreien im eigenen land, warum hätte man sie in der literatur nicht auch verwenden sollen als abhängigkeitssymbol eines fremden volkes oder königs? Der besiegte feind ist eigentlich der sklaverei verfallen; die vier denare befreien ihn davon; sie sind eigentlich das lösegeld, der preis seiner freiheit von leibeigenschaft. Daher die bezeichnung „*cuvers*

Manuel des institutions françaises, période des Capétiens directs (Paris 1892) s. 312—317.

racheté“.[1]) Das wäre also dieselbe anschauung, wie wir sie schon oben in den lateinischen beispielen getroffen. Daß man die vier denare auch auf fremde völker und könige übertrug, dazu mochte noch der weitere umstand beitragen, daß in Frankreich ein fremder ebenfalls jährlich diese abgabe zahlen mußte, wenn er die gleichen rechte haben wollte wie ein einheimischer.[2]) Im übrigen sei dahingestellt, wann das symbol der vier denare zum ersten mal in der sage auftrat, tatsache ist, daß ihre epische verwendung durchaus gewöhnlich ist, wie die zahlreichen oben angeführten beispiele bezeugen.

Auch unser ‚Gaufrey‘ weist sie auf, und zwar in der der Fierabrasgruppe eigentümlichen form. Höhe und name des tributs sind gleich: quevage, servage; auch die bedeutung der vier denare: durch ihr bezahlen wird Gaufrey Karls hom, sougis. Bloß in der art, wie der dänenkönig unter des kaisers herrschaft kommt, unterscheidet sich das epos von den übrigen: der dänenkönig muß sich zu dem tribut bequemen, um gegen den eingefallenen feind vom kaiser schutz zu erhalten. Freilich die not ist es auch hier, die Gaufrey zwingt, in ein schutz- und damit in ein abhängigkeitsverhältnis zu Karl zu treten.

Nun weist Jordan darauf hin, daß wir es in unserem epos mit golddenaren zu tun haben, die der dichter des 14. jahrhunderts von sich aus in die sage hereingebracht haben müßte, da sie im ‚Ogier‘ selber fehlen. Da aber der ausdruck denier d'or dem nichtjuristen bereits im 12. und 13. jahrhundert etwas unbekanntes gewesen sei, so habe der spielmann des 14. jahrhunderts die symbolische bedeutung der vier golddenare vollends nimmer verstehen können — vielmehr gehören diese eo ipso einer älteren sagenschicht an.

Der unterschied zwischen denier d'or und denier schlechtweg ist allerdings bis jetzt unberücksichtigt geblieben. Die epen, in denen es sich um golddenare handelt, sind selten: außer unserem

---

[1]) Diese bedeutung ist bald verblaßt, ebenso wie die von cuvers. Wir finden stellen, wo es einfach zinsmann bedeutet, so im Fierabras v. 2522, wo der heidnische brückenwächter als „*treü de ce pont*“ u. a. „*700 sers racatés*“ verlangt.

[2]) Mayer I a. a. o. s. 32.

‚Gaufrey‘ nur ‚Fierabras‘ und ‚Huon‘; in den übrigen chansons de geste sind es immer deniers ohne weiteren zusatz, also gewöhnliche und darum nicht näher bezeichnete silberdenare. Welches von beiden das ältere ist, läßt sich kaum entscheiden. Möglich, daß die (zwölfmal wertvolleren) golddenare als tribut des fremden und besiegten fürsten erst aus den vier gewöhnlichen des einheimischen steuer- und zinszahlers entstanden sind. Doch wie dem auch sei, ein unterschied in der bedeutung existiert jedenfalls nicht. Wir können nicht angeben, warum es in einem fall goldene und im andern gewöhnliche denare sind. Z. b. unterscheiden sich ‚Destruction‘ und ‚Fierabras‘ von diesem einen punkt abgesehen lediglich in nichts, wie eine gegenüberstellung zeigt:

Destruction 148:	Fierabras 5605:
„ains fera as François lour servage doner,	„François cevauceront a la nostre contree
IIII deniers par an pour lour chiefs rachater.“	de IIII deniers d'or la teste racatee.“

Der dichter selber wird sich auch keine großen gedanken darüber gemacht haben; vier goldene oder vier gewöhnliche denare, beidemal war die bedeutung dieselbe. Oft mögen reimtechnische gründe den ausschlag gegeben haben. Jedenfalls sind wir nicht berechtigt, das auftreten der golddenare in einem späten epos als beweis für das höhere alter der betr. partie anzusehen. Denn selbst wenn es erwiesen wäre, daß die golddenare gegenüber den silbernen das ältere sind, so wäre damit noch lange kein terminus ad quem für eine chanson de geste gegeben, da wir ja immer mit der möglichkeit literarischer entlehnung zu rechnen haben. Und diese möglichkeit war auch noch im 14. jahrhundert vorhanden, trotzdem dies Jordan bestreitet, mit der begründung, so spät seien keine golddenare mehr geprägt worden, oder jedenfalls seien sie etwas so ungewöhnliches, daß sie der ungebildete spielmann keinesfalls gekannt haben könne. Denn wenn auch zahlungen, wie Jordan nachweist, überwiegend in silber gemacht wurden, so schließt das doch nicht aus, daß man den golddenar als rechnungsmünze verwendete auch zu einer zeit, wo er nicht mehr geprägt wurde. Und daß man wirklich

den ausdruck denier d'or auch im 14. jahrhundert noch verstand, beweisen die vielen stellen, wo er erwähnt wird. Gerade als jahreszins finden wir nicht selten einen aureus. In einem beispiel in Du Cange aus dem jahr 1283 heißt es von jemand, er habe zu bezahlen

„chacun an un denier d'or qui doit valoir 3 sous liégois".[1])

Auch in der unterhaltenden literatur fehlt er nicht. Bei Jean d'Outremeuse lesen wir,[2]) daß jemand als belohnung für eine dienstleistung

6 und 100 „deniers d'or"

verspricht, ein beweis dafür, daß auch der um einige jahrzehnte ältere Gaufreydichter den golddenar verstehen und verwenden konnte. Dazu kommt, daß man gerade seit anfang des 14. jahrhunderts wieder in größerem umfang goldmünzen zu prägen begann.[3]) Früher waren die einzigen einheimischen münzen, die geprägt wurden, der denar und der obolus, beide auf die karolingische zeit zurückgehend. Diese genügten natürlich nicht für einen ausgedehnten handelsbetrieb, daher verwendete man zumeist ausländische goldmünzen, vor allem byzantinische und arabische. Seit dem beginn des 13. jahrhunderts begann man, schwerere silberdenare zu schlagen. Und endlich führte man in Oberitalien nach Friedrichs II. vorbild auch die regelmäßige prägung von goldmünzen ein: damals war es, wo der fiorino d'oro seinen siegeslauf durch ganz Europa antrat. Bald folgten auch Deutschland und Frankreich in der goldprägung. Seit Philipp IV. finden wir eine ganze reihe von französischen goldmünzen, darunter verschiedene mit dem namen denar. Ein edikt von 1310 untersagt den kurs der golddenare à la reine, „*quod in multis locis contraficti fuerint*".[4])

Demnach haben wir alles recht, zu behaupten, daß ein dichter gerade in dieser zeit den golddenar sehr gut kennen

---

[1]) Unter denarius aureus; ebenda noch weitere beispiele.

[2]) Es handelt sich um die weiberprobe, die der philosoph Secundus anstellt, Jean d'Outrem. I s. 587.

[3]) Nach Schaube, Handelsgeschichte der romanischen völker im mittelalter s. 113 ff.

[4]) Du Cange a. a. o. unter denarius aureus.

konnte. Der verfasser des ‚Gaufrey' ist sehr belesen. Unter den epen, die er kennt, befinden sich auch ‚Destruction', ‚Fierabras' und ‚Huon'. Alle diese drei haben die vier denare als symbolischen tribut des untertänigen fremden volkes oder herrschers; die beiden letzten erwähnen ausdrücklich, daß es sich um goldene handelt. So könnten wir die vier golddenare des ‚Gaufrey' ohne schwierigkeit auf den einfluß dieser dichtungen zurückführen, vor allem des ‚Huon', in dem die golddenare nicht weniger als sechsmal erwähnt werden. Aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehen, denn die vier denare finden sich auch im ‚Ogier'. Allerdings nicht im eingang des epos; da hören wir bloß allgemein von foi und homage, die der dänenkönig dem kaiser schuldet. Dagegen erfahren wir später bei den verschiedensten gelegenheiten, daß Karl anspruch auf chevage hat. Zum ersten male ist dies an der stelle, wo Karlot dem jungen Ogier die ehre des zweikampfs mit Karaheut streitig macht; da spottet er über ihn wie über ein armes zinsbäuerlein:

Ogier 1481: „Ogier, dist il, vos n'estes mie sage,
qui devant moi donés gant de bataille;
vus deüssiés aler en Danemarche,
conreer cuirs e conter vo formages;
quatre deniers devés de vo cavage".

Drei zeilen später haben wir dasselbe in form einer epischen wiederholung.

Darnach aber besinnt sich Karlot eines besseren, nimmt sein benehmen zurück und erklärt, jedermann werde es mit ihm zu tun haben, der Ogier sein cavage del chief vorwerfe (v. 1577ff.). Weitere anspielungen auf Gaufreys und seines sohnes kopfzins finden sich v. 3516, 4324, 4512, 5980, 8628. An drei stellen erfahren wir außerdem noch, daß es sich nicht um gewöhnliche silberdenare, sondern um goldene handelt, nämlich in v. 3629f., 3662 und 4332f. Inwieweit dieses tributmotiv in der Ogiersage ursprüngliches überwuchert hat, beschäftigt uns hier nicht. Uns genügt, daß die ‚Chevalerie' tatsächlich die vier denare hat, und zwar verschiedenemal noch ausdrücklich hervorgehoben als deniers d'or. Damit finden die fraglichen denare im ‚Gaufrey' ihre allerleichteste erklärung: unser dichter hat sie einfach bei-

behalten. Die stellen im ‚Ogier' sind ja so zahlreich, daß sie keiner übersehen konnte, am wenigsten der verfasser unseres ‚Gaufrey', der doch sicherlich das epos von dem sohn seines helden genau kannte.

Anders liegt der fall bei der zahngeschichte. Sie fehlt in der ‚Chevalerie', und so müssen wir uns nach einer andern quelle umsehen. Der hergang im ‚Gaufrey' ist folgender: Den dreizehn gesandten Karls wird haar und bart abgeschnitten und je ein zahn ausgerissen, und ihnen beides, zahn und haar, ins gewand eingenäht; dies sei der kopfzins, den sie dem kaiser bringen sollen. — Etwas ähnliches erzählt uns bekanntlich der ‚Huon'. Hier besteht ja Karls grausame forderung darin, daß er dem helden aufträgt, ihm den bart und vier backenzähne des admirals Gaudise zu bringen. Jordan kommt zum ergebnis, daß ‚Huon' aus ‚Gaufrey' geschöpft habe, und zwar aus einer älteren version dieses epos, die statt dreizehn vier gesandte und infolgedessen auch vier zähne gehabt habe. Vier zähne sei natürlich eine anspielung auf die vier denare, und tatsächlich habe ja auch die ‚Chevalerie' diese zahl richtig bewahrt (v. 6). Der tausch sei auf kosten eines Gaufreykopisten zu setzen, der von ./// den punkt und den ersten strich für X gelesen habe.[1]) Nun kommt aber die fragliche zahl in der schlußerzählung dreimal vor, und es erscheint daher im höchsten grad unwahrscheinlich, daß der schreiber dreimal hintereinander denselben fehler gemacht haben soll. Bei der einzigen handschrift, in der uns unser epos überliefert ist, müssen wir mit änderungen doppelt vorsichtig sein, und wenn auch vier zähne zweifellos eine schärfere pointe ergäbe als dreizehn, so haben wir doch, falls nicht stärkere gründe dagegensprechen, das was dasteht als ursprünglich anzusehen, zumal ja auch bei dreizehn der sinn durchaus befriedigend ist. Dann kann aber auch der ‚Ogier' nicht, wie wir bisher angenommen, die quelle des ‚Gaufrey' gewesen sein, denn er hat ja vier gesandte. Die schwierigkeit löst sich überraschend einfach. Von den vier uns erhaltenen Chevaleriehandschriften haben allerdings drei die

[1]) Herrigs Archiv bd. 111 s. 334.

vierzahl; dagegen heißt es in der Montpelliersammelhandschrift, in der ja ‚Gaufrey' dem ‚Ogier' voraufgeht, dreizehn. Aus ihr, d. h. aus ihrer vorlage, hat unser dichter augenscheinlich geschöpft. Die Jordan'sche erklärung des tausches ist völlig richtig; nur ist das versehen nicht erst einem Gaufreykopisten, sondern schon einem Ogierkopisten zuzuschreiben.

Bei der erzählung von dem ausreißen der zähne hat unserem dichter jedenfalls der ‚Huon' als muster vorgeschwebt. Zur begründung seiner gegenteiligen ansicht weist Jordan darauf hin, daß das ausreißen der vier zähne im ‚Gaufrey' kulturhistorisch und poetisch den besten sinn habe, während man dies von ‚Huon' nicht behaupten könne. Tatsächlich hat aber, daran ist festzuhalten, unser epos die zahl XIII, und andrerseits ist es unrichtig, zu behaupten, daß in der Huon'schen erzählung kein sinn zu finden sei. Freilich können wir nicht angeben, warum es gerade vier zähne sind; das ist eben zufall, es könnten geradesogut zwei oder sechs sein. Überhaupt ist dieser punkt durchaus nebensächlich. Tatsache ist, daß das ausreißen der zähne an sich im ‚Huon' seine volle bedeutung hat.

Wenn der Indianer den grauen bären erlegt hat, so bricht er ihm die mächtigen eckzähne aus und trägt sie an einer schnur aufgereiht als kette um seinen hals. Ähnliche sitten treffen wir bei allen jägervölkern: man nimmt sich von dem erlegten wild irgend ein charakteristisches glied mit heim und bewahrt es als schmuck oder trophäe auf. Diesen ganz natürlichen zug finden wir auch in der sage verwertet. Ein held erschlägt ein fabelhaftes ungetüm (riese, drache) und nimmt als wahrzeichen von dem erschlagenen irgend ein glied mit, beispielsweise die zunge.[1]) Oft gelangt der held durch solche tat gleichzeitig in den besitz einer schönen jungfrau, die bis dahin in der gewalt des ungetüms geschmachtet. Zuweilen hat er mit der mißgunst und dem verrat seiner gefährten zu kämpfen, und in diesem fall sind die beweisstücke besonders wertvoll; denn

[1]) So wird uns von Widga in der Thidrekssaga (Rassmann, Deutsche Heldensage II s. 485f.) erzählt, wie er auf dem zug nach Bertangenland einen riesen erschlägt und seine zunge an den schweif seines rosses bindet „weil er diese zum wahrzeichen haben wollte, daß er nicht lüge".

mit ihnen erweist er dem betrüger gegenüber seinen rechtmäßigen anspruch.

Diese in mannigfachen formen auftretende sage steckt auch im ‚Huon', wie Voretzsch nachgewiesen hat.[1]) Freilich ist sie schon früh mit der typischen altfranzösischen brautfahrtsage zusammengeflossen, und so finden wir im ‚Huon' verschiedenes vermengt und verschoben. An stelle des jungfraubewachenden ungetüms ist der heide Gaudise getreten; er ist es nun, der bart und zähne lassen muß. Möglicherweise hatte der riese Orgilleus ursprünglich diese rolle. Die jungfrau, die sich der held erwirbt, erscheint als tochter Gaudises. Die wahrzeichen aber, bart und zahn, haben nichts von ihrer alten bedeutung eingebüßt. Sie sind das beweismittel Huons dafür, daß er die aufgabe glücklich gelöst, und auf sie hat es natürlich der verräterische bruder Gerart abgesehen. Weil diese stücke so wichtig sind, hat sie Auberon dem alten Geraume für die dauer der heimfahrt in die hüfte gezaubert. Erwiesen sich demgemäß die zähne im ‚Huon' als durchaus sinnvoll, ja notwendig, so kommt noch ferner hinzu, daß sich der ‚Gaufrey' in einem punkt der erzählung durch mangelhafte begründung als der jüngere verrät. Wir wissen, daß den gesandten bart, haar und zähne ins hemd eingenäht werden. Man kann sich ja einen grund ausdenken, warum das geschieht; aber etwas gezwungen bleibt es doch, vor allem wenn man die erzählung im ‚Huon' danebenstellt. Hier hat das verbergen der zähne seinen guten sinn. Der held darf sie beileibe nicht verlieren, sonst kann er nicht nach Frankreich zurückkehren. Es drohen ihm auf seiner langen reise gefahren aller art, vor allem lauert der verräterische bruder im hintergrund Da verstehen wir es vollkommen, wenn die beweisstücke an einer möglichst geheimen und sicheren stelle aufbewahrt werden. Auch die parallele, welche Jordan aus ‚Ogier' beibringt, bestätigt nur die dürftigkeit der begründung im ‚Gaufrey'. Es ist die szene, wo der bote Bertran vor Desiderius von Ogier den kopfzins verlangt. Da gibt ein Lombarde dem könig den rat:

[1]) In seinen „Epischen Studien" I s. 349 ff.; ebenda weitere parellelen der sage.

Chevalerie 4507:

„car faites ore cent chevaliers armer,
si faites prendre Bertran a son ostel,
et se li faites ansdeus les els crever;
en son giron en un pan li noés:
a Kallemaine issi le trametés
por le cavage adonc li fait porter".

Die stelle hat auffallende ähnlichkeit mit der im ‚Gaufrey'. Denn auch hier hören wir von boten, die kopfzins verlangen, von bewaffneten rittern, welche sie ergreifen; nur reißt man ihnen statt der augen zähne aus, näht sie ihnen ins gewand und schickt sie mit dieser quevage heim. Allein im ‚Ogier' ist das einnähen des geraubten gliedes entschieden besser motiviert. Der bote hat beide augen verloren; sie gibt man ihm als kopfzins mit. Damit er sie aber nicht verlieren oder man sie ihm nicht nehmen möge, bringt man sie in sicherheit, indem man sie in das gewand des blinden einnäht. Im ‚Huon' wie im ‚Ogier' erscheint also dieser zug besser begründet und daher ursprünglicher als im ‚Gaufrey'.

Möglicherweise stand unser dichter noch unter dem einfluß eines dritten epos, des ‚Garin de Monglane', den er ja, wie wir oben sahen, bereits für die haupterzählung benutzt hat. Denn hier wird uns von dem herzog Gaufroi de Monglane berichtet, er habe einst Pipins gesandten eine hand abhauen, die zähne einschlagen und die augen ausreißen lassen. Jedenfalls aber brachte der verfasser mit diesem schimpf des zahnausreißens etwas in die erzählung herein, was nicht in der ‚Chevalerie' stand und nie dort gestanden ist. Denn wären die vier zähne tatsächlich ursprünglich in der Ogiersage, so wäre schwer einzusehen, warum sie aus der ‚Chevalerie' verschwunden sein sollten, wo doch die anderen beschimpfungen, mönchskrone und bartabschneiden, stehen blieben.

Wie mit dieser zahngeschichte, so steht der ‚Gaufrey' auch mit dem daran anschließenden scherz allein da. Den geschändeten boten wird nämlich zum hohn noch ein üppiges mahl vorgesetzt, bevor man sie heimschickt. Woher stammt dieser zug? Er berührt entschieden eigenartig. Eine bestimmte quelle ließ sich

indessen nicht finden. (‚Garin'?) Schließlich kann unser dichter auch von selber draufgekommen sein, so sehr entfernt lag die idee ja nicht; von einem zahnlosen gesandten konnte er unschwer auf den weiteren scherz mit dem essen kommen.

Es erübrigt noch, einiges über die vorgeschichte des tributs zu sagen. Auch sie fehlt in der ‚Chevalerie' durchaus; Ogiers vergeiselung und Gaufreys tributäre stellung treten uns als voraussetzung fertig entgegen. Unter welchen umständen der dänenkönig unter Karls herrschaft gekommen und Ogier als geisel nach Paris gesandt worden war, wird uns nicht erzählt. Hier war also unser dichter, der ja die schicksale Gaufreys behandeln wollte, gezwungen, zu erfinden. In seinen chansons de geste war die dienstbarkeit eines fürsten immer als die folge einer niederlage aufgefaßt. Allein ein kampf zwischen Karl und Gaufrey war nicht so einfach zu motivieren, und so kam er auf die geschichte von dem sarazeneneinfall; die kriegsnot ist es auch hier, die den Dänen zwingt, dem kaiser tribut zu bezahlen. Es ist durchaus möglich, daß unser dichter in diesem punkte wiederum von ‚Huon' beeinflußt ist. Da wird uns nämlich von dem admiral Gaudise etwas ganz ähnliches erzählt. Er ist bedroht von dem riesen Agrapart. In dieser not verspricht er Huon, wenn es ihm gelinge, ihn von dem gefährlichen feinde zu befreien, so wolle er „*sers racatés*" des kaisers werden und alljährlich tribut schicken.[1]) —

Damit ist unsere untersuchung über die quellen der schlußerzählung zu ende. Die angaben der ‚Chevalerie' gaben, wie wir gesehen haben, das gerippe für die ganze schlußpartie ab; daneben hat der dichter vor allem ‚Huon' benutzt, um die lücken auszufüllen, und nur in ganz geringem maße hat er seine eigene phantasie walten lassen. Wir sind also durchaus nicht genötigt, ein besonderes lied über die geiselschaft Ogiers als quelle anzunehmen. Auch die übrigen gründe, die Jordan zur stütze seiner theorie beibringt, sind nichts weniger als zwingend. Gleich der erste z. b., der sich auf die stelle im Pseudo-Turpin[2]) stützt, ist absolut nicht überzeugend. Daß da Ogier als „rex

[1]) Huon 6395ff.

[2]) Pseudo-Turpin cap. 12.

Daciae“ bezeichnet wird, berechtigt uns noch lange nicht zu dem schluß, daß er nun auch wirklich in irgend einem epos als herrscher von Dänemark auftrat. Dieses rex Daciae hat genau dieselbe bedeutung wie dux Daciae; beide titel werden von den chronisten ganz gleichbedeutend verwendet.[1]) Und zudem, wenn Ogier in der sage als sohn eines dänischen herrschers galt, warum sollte er nicht auch einmal als könig bezeichnet werden von einem chronisten, der doch in seinen historischen quellen auf viele dänische könige stieß? Nirgends findet sich sonst eine anspielung darauf, daß Ogier auf dem dänischen thron gesessen hätte. In der ‚Chevalerie‘ erfahren wir nur, daß er einmal beabsichtigt habe, in sein stammland zu gehen und die durch den tod seines vaters erledigte herrschaft anzutreten.[2]) Aber es kommt nicht so weit, denn er wird von Turpin gefangen genommen, bevor er seinen entschluß ausführen kann.

Auch die zeugnisse im ‚Renaut de Montauban‘ zwingen uns nicht, Jordans theorie anzunehmen. Sie können sich ebensogut auf die ‚Chevalerie‘ wie auf das angebliche epos von der geisel beziehen, und die ‚Chevalerie‘ hat ja auch in andern punkten ihren einfluß ausgeübt (Baiart, schachszene). Wie oben gezeigt, erfahren wir im ‚Ogier‘ an den verschiedensten stellen, daß der dänenkönig einen jährlichen kopfzins zu zahlen hat. Und gerade das eine jener Renautzitate zeigt auffallende ähnlichkeit mit Chevalerie 1492, wie ein vergleich deutlich macht:

Chevalerie 1492:

„Ogier“, dist il, „fel quvers renoiés,
sers de la teste, rendans quatre deniers,
en une borse de cerf seront loié:
ce doit vos peres le mien qui France tient;
soient pendu au col d'un blanc levrier,
si li envoie a Rains ou a Orliens,
Franchois le doivent et huer et cachier“.

Renaut 215,1:

„Unques de Danemarce ne vi prodome issir.
Fix a putain, coars, mauvais sers acatis,
par IIII deniers l'an estes aculvertis,
en une grande borse seront li deniers mis,
au col d'une levriere et lié et assis.
François doivent le cien bien batre et bien ferir,
tant que vegne as pés Karle; iluc doit il garir“.

[1]) vgl. darüber Walter Vogel, Die Normannen und das fränkische reich (Heid. 1906) s. 40.

[2]) Chevalerie 9152 ff.

Es scheint überhaupt, daß man solche drastische, anschauliche züge, wie dieser reprovier Kallots einer ist, gern kopierte und auch dann noch beibehielt, wenn man vielleicht die rechtliche bedeutung gar nicht mehr verstand. Adenet macht da freilich eine ausnahme, aber Jean d'Outremeuse z. b. hat die vier denare der Ogiersage unverändert gelassen, ja sogar die eben zitierte stelle v. 1492 aus den ‚Enfances' wörtlich abgeschrieben.[1]) Bei der von Jordan beigebrachten historischen parallele muß man zugeben, daß sie in der tat vieles mit der Gaufreyerzählung gemein hat. Indessen bleibt die sache doch recht unsicher. Die namen stimmen nicht: hier haben wir Hemming — dort Ogier. Außerdem läßt sich eben kein einziges sicheres zeugnis für diese angebliche dichtung von der geiselschaft Ogiers nachweisen. So ist auch durch Jordans untersuchung der rätselhafteste punkt der Ogiersage, die dänische abstammung, nicht befriedigend und abschließend erklärt. Vielmehr steht seine theorie neben der anderer forscher. Unter ihnen scheint mir bis jetzt die erklärung Voretzschs am meisten wahrscheinlichkeit zu haben. Mit einer einschränkung allerdings. Es ist kaum anzunehmen, wendet Jordan mit recht ein, daß der Enfancesdichter die ganze umständliche erzählung von Ogiers dänischer abstammung und geiselschaft ersonnen hat, bloß um eine gefangenschaft des helden entsprechend der Rolands im ‚Aspremont' herbeizuführen. Außerdem spricht hiergegen auch das frühe zeugnis des Rolandsliedes und der Karlsreise, wo ja Ogier bekanntlich bereits als sohn Gaufreys auftritt. Das scheint doch darauf hinzudeuten, daß die dänische abstammung des helden nicht erst vom Enfancesdichter erfunden wurde, sondern daß sie ihm schon vorlag. Zieht man aber diesen einen punkt von Voretzschs hypothese ab, so gewinnt der rest stark an wahrscheinlichkeit. Die geschichte der ‚Enfances Ogier' wäre dann folgende gewesen: Der Franke Autcharius war im laufe der zeit zum Dänen gemacht worden, natürlich zu dem zweck, den ruhm des helden durch vornehme abkunft zu erhöhen. Daß man gerade Gaufrey zu seinem vater

[1]) III s. 26.

machte, erklärt sich vielleicht aus seinem feindseligen verhältnis zu Karl. In dieser gestalt — Däne von geburt und zuerst gegner, dann vertrauter Karls — lebte er nun in der sage, als ein dichter auf den gedanken kam, ihm eine jugendgeschichte zu widmen, wie sie Rolant in ‚Aspremont' besaß. Diese ‚Enfances Rolant' nahm er denn auch zum muster. Der kern der erzählung stand ihm fest vorgezeichnet: das christenheer wird unerwartet von dem jungen helden gerettet. Es fragte sich bloß, wie er beginnen sollte. Eine kindheitsgeschichte sollte er schreiben von dem Dänen Ogier, der in so vielen dichtungen gefeiert ward. Da mußte er vor allem seinen lesern mitteilen, wie der sohn des dänenherrschers überhaupt nach Frankreich gekommen war. So kam er ohne große schwierigkeit auf die geiselschaft.[1]) Schon in seinen jungen jahren sollte es Ogiers los sein, vor Karls zorn zittern zu müssen. Die vergeiselung eines sohnes und noch mehr die spätere aufopferung des sohnes durch den treubruch des vaters schienen indessen so unverständlich, daß der dichter die figur der marrastre einführte, um das benehmen Gaufreys zu erklären.

Die geschichte unseres epos stellt sich auf grund der bisherigen untersuchungen folgendermaßen dar: Es gab ein epos über Doon de Mayence und eines über Ogier, das erste über den großvater, das zweite über den enkel. Unser dichter beschloß, auch dem sohne Doons und vater Ogiers ein eigenes epos zu widmen. Von traditionen über seinen helden standen ihm zur verfügung

1. die angaben der ‚Chevalerie'
2. der schluß des ‚Doon de Mayence'.

Der ‚Doon' lieferte ihm den ausgangspunkt und das thema zu seiner dichtung, der ‚Ogier' bedingte deren ende. In ermanglung weiterer traditionen übertrug der dichter aus den ihm bekannten chansons de geste alle möglichen züge auf den

---

[1]) Und zwar als folge eines feindlichen zusammenstoßes zwischen Karl und Gaufrey, so wie es die Karla-Magnussage gegenüber der im anfang unvollständigen ‚Chevalerie' bewahrt hat.

bezw. die helden seines epos. Daß eine derartige aus so verschiedenen stücken zusammengeschmiedete erzählung viel beifall gefunden hat, ist nicht wahrscheinlich. In der tat ist unser epos nur in einer einzigen hs erhalten, und nur in einem einzigen epos, im ‚Maugis d'Aigremont', finden wir anspielungen auf ‚Gaufrey'; was wir im ‚Loher und Maller' von dem zins der dänischen könige lesen, kann ebensogut eine reminiszenz an die ‚Chevalerie' wie an den ‚Gaufrey' sein. Der poetische wert unseres epos ist naturgemäß gering; dagegen hat es einige bedeutung als quelle für die kulturverhältnisse jener zeit, und so finden wir es auch in den einschlägigen werken von Alwin Schultz und Léon Gautier mehrfach zitiert. Jordan hat gemeint, den ‚Gaufrey' auch zu der erklärung des entstehens der Ogiersage herbeiziehen zu können, indessen kommt ihm, wie wir gesehen haben, diese bedeutung nicht zu, da er nur ein sekundäres epos ist. Von der bisherigen ansicht über das epos abzuweichen, liegt also kein grund vor.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung.
Analyse des epos — gliederung in haupterzählung v. 1—10465 und schlußpartie v. 10466—10720 . . . . . 7—11

I. Kapitel: **Die haupterzählung: formelle betrachtung** . . 11—22
Aufbau der handlung — mangelnde verknüpfung der ereignisse in der zweiten hälfte — charakterisierung der personen — geographische unklarheit — einzelne widersprüche — witz des dichters.

II. Kapitel: **Das zyklische element im ‚Gaufrey'** . . . . . 22—27
Allmähliches entstehen der Doongeste — ‚Gaufrey' letztes glied der entwicklung — besprechung der zwölf helden und ihrer nachkommen im einzelnen — entstehungszeit unseres epos.

III. Kapitel: **Die Doongruppe** . . . . . 27—45
Einfluß des ‚Doon de Mayence' auf ‚Gaufrey' 27—33: Passerose, Esglentine — auftreten Karls und Garins mit Robastre. — ‚Garin de Monglane' 33—37: Robastre, Malabrun. — ‚Aliscanz' 37—39: der riese — die streitbaren damen — kampfszene — schlangenhaut. — ‚Huon' 40—45: Malabrun und Robastre — der seemann Fromer — Grifons verrat.

IV. Kapitel: **Die Fierabrasgruppe** . . . . . 45—60
Die liebesgeschichte im ‚Gaufrey'. — Einfluß des ‚Floovant' 47—48. — ‚Siège de Barbastre' 48—49. — ‚Fierabras' 49—51: Flordespine und Berart — heilung eines verwundeten durch zauberkräuter. 52—60: ‚Gaufrey', ‚Fierabras', ‚Elie de St. Gille'.

V. Kapitel: **Der rest der epen** . . . . . 60—68
‚Jehan de Lanson' 60—62: eroberungssage. — ‚Renaut de Montauban' 62—65: erbauung von Hautefeuille — Rolandslied 65—67 — die übrigen epen 67—68.

Seite

VI. Kapitel: **Die schlußerzählung: formelle betrachtung** . . 68—72
Stellung der schlußpartie innerhalb des ‚Gaufrey' — vergleich mit dem hauptteil.

VII. Kapitel: **Die quellen der schlußerzählung** . . . . . 72—93
Charakterisierung der personen und hauptpunkte der erzählung in ‚Ogier' und ‚Gaufrey' gleich 72—76 — unterschiede zwischen den zwei epen 76—93: vier denare als tribut — zahngeschichte — mahl zum hohn — vorgeschichte des tributs.

Schluß.
‚Gaufrey' und die Ogiersage — zusammenfassung . . . . 93—97

Spezialdruckerei für Dissertationen, Robert Noske, Borna-Leipzig.

Lebenslauf.

Ich, Rolf Seyfang, evangel. Konfession, wurde am 15. September 1883 zu Lauffen a. N. als Sohn des Präzeptors Jakob Seyfang und seiner Ehefrau Karoline, geb. Würth, geboren. Ich besuchte zuerst die dortige Lateinschule, dann die evang.-theol. Seminarien Maulbronn und Blaubeuren. Im Jahre 1901/02 diente ich im 10. Württemb. Inf.-Regt. Nr. 180 zu Tübingen und studierte dann als Angehöriger des evang.-theol. Seminars an der Universität Tübingen hauptsächlich neuere Sprachen und Geschichte. Ich hörte Vorlesungen und besuchte Seminarien bei den Herren Professoren: v. Below, Bohnenberger, Busch, v. Fischer, Franz, Gottschick, Goetz, Jacob, Maier, Pfau, Sapper, v. Sigwart, Voretzsch. Studienhalber hielt ich mich im Sommer 1905 in London, im darauffolgenden Winter 1905/06 in Paris auf, wo ich an der Sorbonne und am Collège de France Vorlesungen hörte von Bédier, Faguet, Flach, Gazier, Gebhart, Lanson, Lefranc, Lemonnier, Lévy, Lichtenberger, Santayana, Vinson.

Allen meinen verehrten Lehrern bin ich zu großem Dank verpflichtet, insbesondere Herrn Prof. Dr. Voretzsch, durch den ich die Anregung zu meiner Arbeit erhalten habe.

3 0112 061421811